

# Metallarbeiter-Zeitung

## Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis: Monatlich 1 Mark, Einzelnummer 25 Pfennig  
Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, A.-G.,  
Berlin S. 14 - Postfachkonto Stuttgart Nr. 6804

Verantwortlicher Schriftleiter: Fritz Kummer  
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Adlestraße 16  
Fernsprecher S.-U. 628 41

Erscheint wöchentlich am Samstag  
Eingetragen in die Reichspostgesetzliste  
Schriftsätze ohne Freimarkschlag werden nicht zurückgeschickt

# Das Urteil des Reichsarbeitsgerichts

## Der Schiedsspruch für die Eisenindustrie ist ungültig!

### Was wird nun werden?

F. K. Der große Streit um den Schiedsspruch für die nordwestliche Eisenindustrie ist, gerichtlichmäßig wenigstens, nun beendet, und das zugunsten der Schwerindustriellen. Denn er ist vom Reichsarbeitsgericht, von der letzten Instanz für nichtig erklärt worden. Darob gerät die Unternehmerpresse vor Freude schier aus dem Häuschen. Was wohl zu verstehen ist. Denn nun bleibt den Urhebern der Aussperrung erpariert, den Arbeitern und Gewerkschaften den in die Millionen gehenden Schaden zu ersetzen, der ihnen aus der Aussperrung erwachsen ist. Zu diesem geldlichen Vorteil rechnet die Unternehmerpresse für ihre Brotgeber noch einen moralischen Gewinn, der darin bestehen soll, daß durch das Urteil des höchsten Gerichtes die Maßnahme der Eisenindustriellen, die Mißachtung des verbindlichen Schiedsspruches gerechtfertigt sei. Diese Annahme ist indessen falsch. Die Rechtfertigung ist, wenn überhaupt, nur eine formal-juristische, keine moralische. Trotz der reichsarbeitsgerichtlichen Entscheidung sind und bleiben die Eisenindustriellen die Urheber der Aussperrung, die Verüber einer beispiellosen Mißtat an Volkswirtschaft und Arbeiterchaft. Von der Schuld hierfür vermag sie kein Gerichtsurteil, und sei es noch so hoch, reinzuwaschen. Diese Last wird noch lange weiterwirken und das Ansehen wie den Geldbeutel der Schwerindustriellen und schließlich auch ihre Machtstellung empfindlich beeinträchtigen.

Die Herren von Nordwest haben von der ersten und der dritten Instanz Recht bekommen, während ihnen die zweite Instanz unrecht gab. Während die drei Gerichte, soweit die Gültigkeit des Schiedsspruches überhaupt in Frage steht, voneinander erheblich abweichend, sind sie in einem Streitpunkte einig, in der Frage nämlich, ob die Zulage für die Affordarbeiter einen Eingriff in den Manteltarif bedeute. Alle drei Urteile bejahen diese Frage. Bessermüde hielt das Landesarbeitsgericht den Spruch für gültig, weil der Eingriff im Staatsinteresse zur Herbeiführung des Arbeitsfriedens notwendig oder unumgänglich sei. Das Reichsarbeitsgericht hingegen ist der Meinung, daß ein solcher Eingriff die Unterhöhung der Vertragstreue bedeute und den Grundpfeiler von Treu und Glauben zerstöre. Aber dies ist und war ja auch die Meinung der Gewerkschaften. Auch sie haben sich oft und oft gegen Veruche gewendet, in bestehende Verträge einzugreifen, und sie haben es zuweilen mit denselben Gründen getan, wie das Reichsarbeitsgericht selbst. Wenn nun aber trotzdem die drei Metallarbeiterverbände in diesem Rechtsstreit sich gegen die Behauptung der Eisenindustriellen wenden, es liege ein Eingriff in den Manteltarif vor, so aus der festen Überzeugung heraus, daß es eben nicht der Fall ist. Und sie erklärten ihre Meinung mit praktischen Beispielen aus ihrem Tarifwesen. Sie konnten darauf verweisen, daß in ihrem Tarif schon längst Zulagen bestanden, die der umstrittenen Affordzulage rechtlich gleichwertig sind, ja daß noch während dieses Streites die Unternehmer zu Bewilligungen bereit waren, die sich in nichts von der in Frage stehenden Affordzulage unterscheiden, ohne daß sie, die Unternehmer, von einem Tarifeinbruch hätten etwas verlauten lassen.

Allein, mit all den Beispielen und Tatsachen haben die Anwälte der Metallarbeiterverbände die Gerichte nicht zu überzeugen vermocht, daß kein Eingriff in den Manteltarif vorliege. Die Unmöglichkeit wird nur dem verständlich erscheinen, der da weiß, wie schwer es einem nicht unmittelbaren Beteiligten ist, Entwidlung und Beschaffenheit des Tarifwesens der Eisenindustrie zu verstehen. Deren Tarifwesen ist, wie hier schon wiederholt betont, allgemach zu einer Wissenschaft geworden, in deren Geheimnisse sich vielleicht nur noch der langgeübte Fachmann hineinfinden kann, nicht aber ein aus Juristen gebildetes Gericht. Juristen vermögen wohl die Paragraphen, Gesetze und das formale Recht zu verstehen und zu deuten, aber schwerlich das, was das wirkliche und harte Leben gebiert und täglich neu formt.

Aus diesem Umstande spricht für alle Gewerkschaften eine zu beherzigende Lehre. Denn was jetzt in der Eisenindustrie passierte, kann morgen in jedem andern Gewerbe oder Tarifgebiet vorkommen. Um zu verhindern, daß sich eine solche Möglichkeit wiederholt, muß nachdrücklich danach gestrebt werden, die Verträge so durchsichtig und so allgemeinverständlich und so eindeutig wie nur möglich zu machen. Dies gilt in erster Linie für die amtlichen Stellen, die Schiedssprüche prüfen oder verbindlich erklären. Es braucht hier eigentlich nicht wiederholt zu werden, was in aller Munde ist, daß dieser Rechtsstreit auf das Konto derjenigen Amtsstellen zu setzen ist, die den Föttenischen Schiedsspruch verfaßt und verbindlich erklärt haben. Im weiteren aber muß bei der Neuordnung der Schlichtungsordnung, die jetzt nun dringlicher denn je geworden ist, Vorkehrung dagegen getroffen werden, daß, wie in diesem Falle, eine Partei das als Anfechtungsgrund benutzen kann, was sie selbst stillschweigend gebuldet, ja sogar vorgeschlagen und mit eingeführt hat. Wo immer dies der Fall, muß das Recht der Anfechtung verwirkt sein.

Viel bedeutsamer als die reichsarbeitsgerichtliche Entscheidung in Sachen des Eingriffs in den Manteltarif ist jedoch die über den formalen Streitpunkt, nämlich über das Fallen des Schiedsspruches durch den Schlichter allein. Durch die Entscheidung in diesem Punkte wird der bisherige Schlichterpraxis, ja der ganzen Schlichterei der Boden gerührt. In der rechtlichen

Bewertung dieses Streitpunktes gehen die drei Gerichte allerdings auseinander. Das Landesarbeitsgericht war der Meinung, daß, obwohl der Schiedsspruch nur mit der Stimme des Schlichters zustande gekommen ist, er dennoch als gesetzlich zustandekommen anzusehen sei, selbst wenn das Verfahren der Willensbildung der Schlichterkammer gesetzlich nicht einwandfrei wäre. Dagegen wendet das Reichsarbeitsgericht ein: Gewiß könnte der Vorsitzende der Kammer völlig frei entscheiden, es bedürfte hierzu aber der ausdrücklichen Zustimmung durch das Gesetz. Eine solche Regelung aber fehle. Und dieser Mangel werde auch nicht durch die Ausführungsverordnung vom 10. Dezember 1923 ersetzt, wo es heiße, daß die Stimme des Vorsitzenden der Kammer entscheide, wenn die Vereinigung der Mehrheit auf eine Meinung nicht gelinge. Mit dieser seiner Verordnung aber habe der Reichsarbeitsminister die gesetzlich gegebene Befugnis überschritten. Dieser Teil der Verordnung sei nicht rechtsgültig, daher auch der Schiedsspruch rechtsgültig, der, gestützt auf die den Teil der Verordnung, nur mit der Stimme des Schlichters zustande gekommen ist.

Die ganze Tragweite dieser Entscheidung des Reichsarbeitsgerichts ist jedem halbwegs kundigen Gewerkschafter klar. Die es Gericht versteht sich auf einen zum Glück nicht alltäglichen Rechtsformalismus, mit dem im praktischen Leben wenig oder nichts anzufangen ist, besonders nicht in der Schlichtung. Man überlege nur: die Verfahrensvorschrift, worauf sich bisher die Schlichter beim Fällen des Schiedsspruches berufen konnten, war und ist nach dem Urteil des Reichsarbeitsgerichts ungesetzlich. Folgebessert sind auch alle die so zustandekommenen Schiedssprüche angefallen. Es müßten demnach, wollte man die Entscheidung des Reichsarbeitsgerichtes geziemend beachten, alle diese Schiedssprüche annulliert werden. Das aber wird schwerlich ein Niemand mit geundem Sinne verlangen. So kann man denn annehmen, daß alle die Schiedssprüche in Kraft, also gesetzlich bleiben, obwohl sie nach dem Urteil des Reichsarbeitsgerichtes als ungesetzlich anzusehen sind. Höchst seltsame Rechtswirtschaft, die da durch die Entscheidung des höchsten Gerichtes geschaffen worden ist!

Zu dieser Seltsamkeit kommt noch eine Gefährdung des Schlichtungsweines. Das reichsarbeitsgerichtliche Urteil heißt fragen, ob überhaupt noch ein Schiedsspruch auf die bisher übliche Weise zustandekommen kann. Das dürfte, streng genommen, nicht mehr der Fall sein. Denn, soll künftig ein Schiedsspruch gültig sein, muß er eine Mehrheit der Schlichtungskammer hinter sich haben. Wenn nun aber, wie es bisher so oft vorkam und auch weiterhin vorkommen wird, die Gewerkschaftsvertreter auf ihrer Forderung bestehen und andererseits die Unternehmervertreter darauf beharren, überhaupt nichts zu bewilligen, so kann von einer Mehrheitsbildung natürlich keine Rede sein. Damit wäre es mit der Schlichtung zu Ende; der Schlichter überflüssig. Freilich ist noch eine andere Möglichkeit denkbar: ein Schiedsspruch könnte auch durch die Zustimmung von nur einer Partei, der Gewerkschaften oder der Unternehmer zustandekommen. Diese Möglichkeit wird so selten sein, um sie ernstlich in Rechnung zu stellen. Offenstichtlich ist durch das reichsarbeitsgerichtliche Urteil das ganze Schlichtungsweing gefährdet, wenn nicht gar zu einem Feigen Papier gemacht worden. Unternehmer wie Gewerkschaften werden damit zu rechnen haben, künftig so wie einst im wilhelminischen Mai ihre Streitfragen auf offenerm Felde regeln zu müssen. Diese Wahrscheinlichkeit dürfte für die Arbeiter nicht unvorteilhaft sein, und zwar insofern, als ihnen dann recht fühlbar eingeleut wird, daß ihr Heil mehr denn je in einer starken Gewerkschaft liegt. Die so viel beklagte Gleichgültigkeit zahlreicher Arbeiter dürfte einen heilsamen Dämpfer erhalten. Ein früherer Aufstieg der Gewerkschaftsbewegung und ihres Kampfes wird die sichere Folge sein. Den Gewerkschaften müssen eben alle Dinge zum Besten dienen, auch Gerichtsurteile, die des sozialen Geistes und einfacher menschlicher Vernunft ermangeln.

Nun kann man sicherlich auch der Meinung sein, daß der Rechtszustand oder die Rechtsunsicherheit, die das Urteil des Reichsarbeitsgerichtes erzeugt, ebensens zu beseitigen sei. Wer so meint, wird nicht umhin können, auf die Änderung des Schlichtungsgesetzes zu bestehen. Das man darum nicht länger mehr herumkommt, wurde schon angedeutet. Das Urteil von Leipzig dürfte zur Verdichtung von Verbesserungsvorschlägen erheblich beitragen. Hauptfrage dünkt uns, daß die Schlichtungsordnung klarer, übersichtlicher und deutungsreicher werden muß. Dann sollte durch gesetzliche Bestimmung der Unerträglichkeit vorgebeugt werden, daß die Gewerkschaften ihre großen Groschen und Kräfte für die Fehler amtlicher Juristen und die mangelhaften Erzeugnisse der hohen Gesetzgeber einsetzen müssen, wie es in dem Ruhrkonflikt der Fall war. Weiter müßte die Schlichtungsordnung dahin ergänzt werden, daß ein verbindlicher Schiedsspruch solange unbedingt zu erfüllen ist, als er nicht von einem rechtsgültigen Urteil annulliert wird. Und besonders sollte im Gesetz ganz unmißverständlich ausgedrückt sein, wer für den Schaden aufzukommen hat, der aus der Mißachtung eines Schiedsspruches entsteht. Denn wenn die Gewerkschaften dazu gekommen wären, vom Arbeitgeberverband Nordwest die Haftpflichtgelder für die Aussperrung einzufordern, sie hätten ihr blaues Wunder erlebt, aber kein Geld bekommen. Mit diesen Andeutungen soll es heute sein Bewenden haben.

### Die Entscheidung von Leipzig

Leipzig, 22. Januar.

Der vielumstrittene Schiedsspruch ist heute am Ende seines Gerichtsweges angekommen. Der Weg begann, wie noch erinnert sein dürfte, am 12. November des vorigen Jahres beim Arbeitsgericht in Duisburg, ging dann weiter zum Landesarbeitsgericht und gelangte jetzt nun zum Reichsarbeitsgericht nach Leipzig, zur letzten Instanz.

Die Ursachen dieses bedeutamen Rechtsstreits wie auch die seines langen Weges sind genugam bekannt. Die Eisenindustriellen von Nordwest halten ihre Arbeiter auf die Strafe geworfen, um den Schiedsspruch vom 18. Oktober zu beseitigen und um damit dem Schlichtungsweine einen empfindlichen Schlag zu versetzen. Nachdem sie die Aussperrung vollzogen hatten, verzieten sie auf den Gebanken, ihre wirtschaftliche Misserat gerichtlich verbrämen zu lassen. Ihre Schuld lieferten dazu die juristischen Vorwände, auch Gründe genannt: Der Schiedsspruch sei aus formalem Grunde rechtsgültig, weil er nur mit der Stimme des Schlichters gefaßt wurde, was im Widerspruch zur Schlichtungsordnung stehe, die für den Spruch eine Mehrheit vorschreibe. Außerdem sei der Schiedsspruch aus materiellem Grunde rechtsgültig, weil er eine Zulage von 2,3 an die Affordarbeiter enthalte, was einen Eingriff in den noch bestehenden Manteltarif darstelle.

Das waren die wesentlichen Gründe, womit sich die Juristen der Eisenindustriellen auf den Rechtsweg begaben. Von der ersten Instanz, vom Arbeitsgericht in Duisburg erhielten sie recht; dieses Gericht erklärte den Schiedsspruch für rechtsgültig. Von der zweiten Instanz, dem Landesarbeitsgericht, erhielten sie unrecht; dieses Gericht erklärte den Schiedsspruch für rechtsgültig. Gegen dieses Urteil brachten die Eisenindustriellen das Revisionsbegehren ein, womit sich nun heute das Reichsarbeitsgericht zu befassen hatte.

Die Verhandlung war auf 9 Uhr angesetzt. Der größte Sitzungssaal des Reichsgerichts war gemietet worden, um dem starken Andrang gerecht zu werden. Schon lange vor der angelegten Stunde füllte sich der Zuschauerraum. Es waren indessen nicht wie zu Duisburg in der Hauptsache Arbeiter, die sich im Zuschauerraum pfeiften, sondern vornehmlich „mehr akademisch interessierte“ Leute, nämlich Studenten, darunter freilich auch Angehörige der Organisationen beider Projektparteien. Folglich war auch der Anteil der Zuhörer an dem Ausgang des Prozesses von etwas anderer Art als in Duisburg. Bei den Personen aber, die zu beiden Seiten vor dem Gerichtlich Platz genommen hatten, war die Anteilnahme, die Spannung eher noch größer. Auf der linken Seite die drei Anwälte der Eisenbarone, hinter denen Syndici zu Dienst und vor Dienst Stellung bezogen hatten. Ganz an der Wand Vertreter der Regierung, unter anderen die Herren Platon und Joachim. Auf der rechten Seite des Saales die Rechtsanwälte der drei Metallarbeiterverbände, die Herren Abel, Dr. Fraenkel und Dr. Einzheimer. Hinter diesen Gewerkschaftsvertreter, darunter die Bezirksleiter der drei Metallarbeiterverbände Wolf, Burgah und Ingenhofen, zu denen sich der Kollege Post vom Vorstand des MAB und weitere Angehörte der drei Verbände fügten. Die beiden Pressetische waren nicht weniger stark besetzt wie die beiden Male in Duisburg.

Etwas nach 9 Uhr erschien das — aus drei Berufs- und zwei Laienrichtern gebildete — Gericht. Der Reichsarbeitsgerichtspräsident Dr. Degg leitete die Verhandlung. Als Beisitzer der Gewerkschaftsorganisationen amtierte der Kollege Bernhard vom Baugewerksbund. Den Reigen der Klägbepfer eröffneten die Anwälte der Unternehmer. Dr. Grauert's Aufgabe beschränkte sich auf das Vorlesen des Revisionsbegehrens. Ihm folgten die Rechtsanwälte Dr. Schöpp und Dr. Mansfeld. Ein Vergleich ihrer Klädbepfer von Duisburg und heute läßt erkennen, daß sie beide die zwei Monate, die seit der landesgerichtlichen Verhandlung verstrichen sind, fleißig genutzt haben. Was wohl verständlich ist. Denn für die Unternehmeranwälte ging es diesmal buchstäblich um die Wurst.

Den Klädbepfer der Unternehmeranwälte folgten die Rechtsanwälte der Metallarbeiterverbände. Die Rede des Professors Einzheimer war wiederum überaus wirkungsvoll. Der Rechtsanwalt Abel behandelte die für den nicht unmittelbaren Beteiligten wie für den Juristen gleich schwer verständliche Streitfrage, den Einbruch in den Manteltarif. Die nämliche Sache behandelte ebenfalls und gleich trefflich, wenn auch von einem andern Gesichtspunkte, Dr. Fraenkel. Auf die Darlegungen der Rechtsanwälte, die sechs gefühlvolle Stunden dauerten, hier eingugehen, ist ganz unmöglich, ist auch nicht notwendig, weil ja das Wesentliche in den zwei früheren Gerichtsbeschlüssen hier schon ausführlich mitgeteilt worden ist.

Gegen 17 Uhr zog sich das Gericht zur Beratung zurück. Die Urteilsverkündung wurde um die 19. Stunde in Aussicht gestellt. Da man auf allen Seiten dem Urteil mit äußerster Spannung entgegen sah, waren die Teilnehmer vollzählig und pünktlich um 19 Uhr wieder zur Stelle. Die Geduld wurde auf eine außergewöhnlich harte Probe gestellt. Eine Stunde nach der andern verrann, aber der Gerichtshof ließ sich nicht bilden. Von Zeit zu Zeit erschien ein Gerichtsdienner im Saal, um einen mit Paragraphen und Gerichtsentscheidungen gefüllten Wägel zu holen. Das darauf schließen ließ, daß die Urteilsfindung noch schwieriger wurde, als die ganz Bedenklichen angenommen hatten. Endlich, nach fast fünfzähliger Beratung, erschien das Gericht wieder. Unter allgemeiner Spannung und Stille verkündete der Reichsgerichtsvorsitzende:

Das Urteil des Landesarbeitsgerichts Duisburg vom 24. 11. 1928 wird aufgehoben. Die Berufung der Beklagten (Metallarbeiterverbände) gegen das Urteil des Arbeitsgerichts Duisburg vom 12. November 1928 wird zurückgewiesen mit der Maßgabe, daß die Entscheidung folgenden Wortlaut hat: „Der in der Streitfrage der Parteien ergangene und für verbindlich erklärte Schiedsspruch vom 26. Oktober 1928 ist nichtig.“ Die Kosten des Rechtsstreits werden den Beklagten auferlegt.







# Technik und Werkstatt

## Neuzeitliche Feuermeldeanlagen

Von Ing. G. Dewald

Allgemein unterscheidet man zwei Arten von Feuermeldern, nämlich einfache Druckknopfmelder und Laufwerkmelder. Erstere sind nach Art der Klingelknöpfe ausgeführt. Sie haben in ihrem Innern eine Kontaktvorrichtung, die entweder bei Betätigung, also Einschlagen der Glascheibe und Drücken des Knopfes, zwei Federn zusammenbringt, also den Kontakt schließt, oder die Feder aufstrennt. Die Kontaktschließung kommt beim Arbeitsstromsystem in Frage, einer Anlage, bei der durch den Kontakt erst der Stromfluß zustande kommt. Die Kontakttrennung ist das allgemein übliche System, hierbei wird mit Ruhestrom, also einem dauernd fließenden schwachen Strom gearbeitet, dessen Unterbrechung im Augenblick der Meldebetätigung erfolgt. Die Feuermelder werden in Ring- oder Schleifenleitungen geschaltet, das heißt, eine bestimmte Anzahl (höchstens 28) wird in eine Leitung hintereinander geschaltet. Bei einer reinen Melbschleife werden nur Melder eingeschaltet, bei einer gemischten Anlage dagegen werden sowohl Melder und Alarmweder in die Schleife gelegt. Außerdem gibt es noch Rufalarmschleifen, das sind Drahtleitungen, in die nur Alarmweder geschaltet werden.

Viele Betriebe, Fabriken, Warenhäuser und öffentliche Gebäude haben eigene Feuermeldeanlagen; sie unterhalten dann in den meisten Fällen auch eine eigene Hauswehr. Als Anlage-systeme kommen hierbei das Fallklappensystem, das Zeiger- und das Glühlampensystem zur Verwendung. Die beiden letzteren Arten werden aber auch sehr viel bei Stadtanlagen in Anwendung gebracht, nur beim Großstadtsystem kommt allgemein ein anderes Aufbauprinzip zur Verwendung, da sonst die Anlage zu umfangreich werden würde.

Beim Fallklappensystem kommen nur Melder ohne Laufwerke in Anwendung, die entweder als Holzmelder für Treppenhäuser, als Unterputzmelder für Treppenhäuser oder als Gummimelder für Höfe oder die gesamte Außenmontage ausgebildet sind. Die Zentrale ist ein Holzgehäuse mit einer Anzahl eingebauter, besonders konstruierter Fallklappen, die zwei Abfallstellungen haben. Die Glascheibe des Gehäuses hat Schauföffnungen in Form eines Kreisabschnittes, hinter denen segmentartige Teile der Fallklappe erscheinen. Beim Drücken eines Melders wird das in der Ruhestellung liegende Klappensystem stromlos und läßt den Scheibenausschnitt mit der Aufschrift „Drahtbruch“ in der Schauföffnung erkennen. Unmittelbar hierauf wird der Stromkreis beim Loslassen des Melderknopfes wiederum geschlossen, wodurch das Klappensystem den Anker anzieht und einen weiteren Scheibenausschnitt mit der Aufschrift „Feuer“ erkennen läßt. Gleichzeitig ertönt der für die Feuermeldung vorgesehene Alarmweder so lange, bis die Fallklappe wieder in die Ruhestellung zurückgelegt wird.

Tritt in einer derartigen Anlage ein Drahtbruch ein, so fällt infolge der Stromlosigkeit der Anlage der Klappenanker ab und läßt den Scheibenausschnitt mit der Aufschrift „Drahtbruch“ erkennen. Der Drahtbruchweder tritt dabei so lange in Tätigkeit, bis er mittels eines Schalters abgestellt wird. Wird der Drahtbruch behoben, so fließt im gleichen Augenblick wieder Strom durch die Schleifenleitung, wodurch wieder die betreffende Fallklappe Strom erhält und der Scheibenausschnitt Drahtbruch nochmals erscheint. Danach muß der Hebelhalter in die Ruhe-lage gebracht und die Fallklappe in die Normalstellung zurückgelegt werden. Soll statt des Melders eine Hupe, Sirene oder eine andere höhere Strom benötigende Alarmeinrichtung vorgesehen werden, so wird der Zentrale ein Spezialrelais hinzugefügt, das dann die Alarmeinrichtung betätigt. Sind die Alarmgeräte mit Startstrom betrieben, so kommt an Stelle des vorher erwähnten Relais ein Quecksilberrelais hinzu. Zur Kontrolle des Ruhestromes wird in jeden Fallklappenschrank noch ein Milliampere-meter eingebaut.

Das Zeigerapparatensystem ist aus der Abb. 1 erkenntlich. Hierbei erfolgt die direkte Meldung durch entsprechende Laufwerkfeuermelder. Der Vorgang ist folgender: Durch das Einschlagen der Glascheibe und Drücken des Knopfes im Feuermelder wird das im Melder befindliche Laufwerk, das ein Uhrwerk enthält, in Tätigkeit gesetzt. Auf der Werkachse ist ein Rad, das der Meldeanzahl entsprechend viel Zähne und Zahn-läden hat. Die auf dem Rad schleifende Feder, die in der Ruhe-lage enthält, in Tätigkeit gesetzt. Auf der Werkachse ist ein Rad, das der Meldeanzahl entsprechend viel Zähne und Zahn-läden hat. Die auf dem Rad schleifende Feder, die in der Ruhe-lage mit einer zweiten Feder in Verbindung steht, wird bei jeder Zahn-lade von der Verbindungsfeder getrennt und gibt dabei einen Impuls in die Leitung. Diese Stromstöße bewirken die Betätigung eines Schaltwerks in der Zeigerzentrale. Das Schaltwerk ist mit der Zeigerachse gekuppelt und stellt den Zeiger auf die der Anzahl der Stromstöße entsprechende Nummer. Die Zentrale eignen sich zum Anschluß von 28 Feuermeldern. Ein Drahtbruch in der Anlage wird dadurch gekennzeichnet, daß sich der Zeiger auf die Nummer 1 (oder Buchstabe D) einstellt. Bei jedem Alarm sowie bei jeder Betätigung des Zeigers, also auch bei Drahtbruch, ertönt ein Alarmgerät so lange, bis die Rückstellung des Zeigers in die Nulllage erfolgt. Im unteren Teil der Zentrale befinden sich die zur Bedienung der Anlage erforderlichen Hebelhalter und Tasten hinter einer verriegelbaren Tür. Ein Milliampere-meter zeigt den die Schleifenleitung durchfließenden Ruhestrom an. Ferner macht sich bei einer derartigen Zentrale ein auftretender Erdschluß durch Ertonen des Alarmgerätes und Ausleuchten der Erdschlußlampe bemerkbar. Hierbei ist der Erdschlußschalter umzulegen, dabei arbeitet dann die Zentrale über Erde. An den Zeigerapparat ist ferner noch ein Mikrotelephon angebracht, das eine Verständigung von der Zentrale mit den Meldern ermöglicht. Außer der Anzeige von eingehenden Meldungen durch das Alarmgerät hat die Zentral-anlage noch Lichtsignale, die bei Alarm, Drahtbruch, Erdschluß und Telefonanruf aufleuchten. In den meisten Fällen ist die

Zeigerzentrale mit der Labereinrichtung zusammen auf eine gemeinsame Marmortafel gebracht, es kommen dann die zur Ladung der Batterien erforderlichen Schalter, Instrumente und Sicherungen hinzu.

Ein nach anderen Gesichtspunkten aufgebautes Feuermelde-system ist die Glühlampenzentrale (Abb. 2). Hier leuchten bei der Meldung die der Meldenummer entsprechenden Lampen auf. Die Lampen sind in Blindenkästen montiert, die sich hinter einer Glascheibe befinden. Die Glascheibe trägt die entsprechende Aufschrift, also Zahlen oder Bezeichnungen, die die Standorte der Melder kennzeichnen. Zum Unterschied gegenüber dem Glühlampensystem können hier in kürzeren Abständen mehrere Meldungen einlaufen. Beim Zeigerapparat muß vor Eingang einer zweiten Meldung jedesmal der Zeiger in die Nullstellung gebracht werden.

Bei einer Explosion, einer Überspannung usw. kann es vorkommen, daß zu gleicher Zeit mehrere Melder an verschiedenen Orten betätigt werden. Die Folge davon wäre der Eingang einer verjümmelten Meldung bei der Zentrale. Zu dem Zweck rüstet man die Melder mit Sperreinrichtungen aus, die es bewerkstelligen, daß immer nur ein Melder ablaufen kann, während der andere so lange angehalten wird, bis die erste Meldung in der Zentrale eingelaufen ist.

Zur Kontrolle der Meldung kann in der Zentrale ein Zeitstempel vorgegeben werden. Das ist eine elektrische Uhr, die beim Meldungseingang die Nummer des Melders, die Zeit in Stunden, Minuten und Sekunden bucht. Zugleich wird dabei das Tagesdatum gestempelt. Das Zeichen ist von einem Papierstreifen ablesbar und dient zur ständigen Kontrolle. Außerdem kann man den Zeitstempel auch so einrichten, daß er die genaue Zeit bucht, an der die Feuerwehr ausgefahren ist. Aus der Zeitdifferenz zwischen Meldungseingang und Ausfahren der Wehr läßt sich feststellen, wie lange es dauerte, bis die Wehrmannschaft abfahrtsbereit war.

Ortschaften, die eine Pflicht- oder freiwillige Feuerwehr haben, benötigen zur Herbeiführung der Wehrmacht eine Rufalarmzentrale (Abb. 3). Früher kam zu diesem Zweck der öffentliche Alarm in Anwendung, indem man Sturmglocken läutete oder Hornsignale blies. Heute bevorzugt man durchweg den stillen Alarm, der in den Wohnungen der Feuerwehrlente erfolgt. Zu dem Zweck ist von der Stelle, von der die Alarmierung abgegeben wird, eine Rufalarmzentrale vorgesehen. Diese hat der Schleifenzahl entsprechend viele Lampen, Schalter, Relais, Instrumente und Sicherungen. Zugleich kann der Zentrale ein Fernsprechapparat beigeordnet sein, der eine Verständigung mit den führenden Stellen der Wehr ermöglicht.

Die Alarmierung der Wachmannschaften erfolgt durch eine magnetoelektrische Maschine, den sogenannten Rufalarminduktor. Die Rufalarmweder haben zwei Elektromagnetsysteme und drei Glockenschalen, die ein gleichmäßig-tes Anschlagen, auch bei einem eingetretenen Drahtbruch ermöglichen. Die Weder können, wenn es erforderlich ist, mit einem Telephonapparat ausgerüstet werden. In diesem Fall kann nach erfolgter Alarmierung gleich die Anweisung weitergegeben werden, wo sich der Brandort befindet.

Bei Großstadtanlagen haben die Melder nicht mehr Ziffer-scheiben mit der Meldenummer entsprechenden Zähnezahl, sondern es erfolgt hier die Kennzeichnung der Meldenummer durch Gestaltung von aufeinanderfolgenden Zähnen und Zwischenräumen. Ein Melder Nr. 523 hat zuerst 5 Zähne, dann folgt ein Zwischenraum, darauf kommen 2 und nach einem weiteren Zwischenraum 3 Zähne. Da die Meldung hier auf einem Morseapparat oder Loher gegeben wird, so ist die Meldenummer einwandfrei erkennlich; denn vom Papierstreifen werden erst die Hundertler, dann die Zehner und zuletzt die Einer abgelesen.

## Schnellsägemaschinen

(Nachdruck verboten.)

Wenn man in einem Betriebe dem Arbeiten einer Bügelsäge zusieht, so kommt man unwillkürlich zu der Ansicht, daß solche Sägen in den Betrieb nicht mehr hineinpassen. Nicht nur das Tempo ist sehr langsam, sondern der Bogen hat auch fast nie eine genaue Führung, so daß das schmale und schwanzende Sägeblatt zu einer schiefen und unebenen Schnittfläche führt. Dieser Nachteil macht sich besonders in der Massenfabrication oder bei hochwertigen Werk-stoffen fühlbar, wo der Schnitterlohn so klein wie möglich sein soll und auch die Nachbearbeitung auf das geringste Maß zu beschränken ist. Dies wird aber nur bei genau wirtlichen und ebenen Schnitt-flächen der Fall sein. Bei der Bügelsäge kommt als Nachteil noch hinzu, daß nur der halbe Bewegungsvorgang für den Schnitt aus-genutzt wird.

Nach dem Vorbild der Sägeblätter für Holzbearbeitung kann man derartige Kreis-sägeblätter auch für die Metallbearbeitung ver-wenden. Ihr großer Vorteil besteht zunächst darin, daß man solche Kreis-sägeblätter nach ihrer Konvexität immer wieder nachschärfen und somit weiter verwenden kann, wohingegen man bei Langsäge-maschinen die Sägeblätter nach stumpfwerden wegwerfen muß, weil ein Nachschärfen nicht möglich ist. Es kommt natürlich auch bei den Maschinen mit Sägeblättern sehr auf die richtige Konstruktion an, wenn sie ihren Charakter als Schnellsägemaschinen behalten sollen. Man wird also zunächst darauf Bedacht nehmen, daß das Sägeblatt festtätig vorgegeben wird, was man umso mehr durch einen Laufringmechanismus erreichen kann, dessen Druckwirkung auf das Sägeblatt sich in weiten Grenzen verändern läßt. Weil somit der Vor- und nachgiebig ist und die Sägeblätter daher bei harten Er-len im Werkstoff ausweichen können, werden sie außerordentlich ge-schont und vor dem Ausbrechen bewahrt. Gerade in dieser Hinsicht

haben sich bereits im Handel befindliche Kreis-sägemaschinen mit zwanzigförmigem Vorschub nicht in allen Fällen bewährt. Wenn es der Querschnitt und die Beschaffenheit des Materials erfordern, muß man den Vorschub des Sägeblattes gefühlsmäßig auch von Hand bewirken können. Wichtig ist natürlich auch die Umkehrzahl der Sägemelle, die man aber durch ein mehrstufiges Näder-vorgelege mit Flexibilität während des Ganges je nach der Art des Werkstoffes verändern kann.

Daß die Schnellsägemaschinen mit allen Nebeneinrichtungen versehen sein müssen, versteht sich von selbst. Dazu gehört auch der richtige Einbau des antreibenden Elektromotors von etwa 1,5 PS in den gutgeleiteten Kastenfuß der Maschine, so daß sich daraus ein ein-heitliches organisches Ganzes ergibt. Es ist ja eigentlich überhaupt erst der elektrische Einzelantrieb mit seinem anpassungsfähigen Energiebedarf, der den heutigen Werkzeugmaschinen den Stempel der Wirtschaftlichkeit aufdrückt. Ein weiterer Vorteil der Maschine besteht darin, daß die Metallteile bestehen, die Säge schnell und sicher ansetzen zu können. Dies hat zur Folge, daß im Massenbetrieb von einer einzigen Arbeiterin mehrere Maschinen zugleich bedient werden können. Damit ist nun natürlich nicht gesagt, daß man mit einer einzigen Säge-scheibe allerlei Werkstoffe bearbeiten kann. Sägeblätter für Guß-, Schnell- und Chromnickelstahl müssen natürlich anders sein als solche für Kupfer, Messing oder Weichmetalle. Ing. R. L.

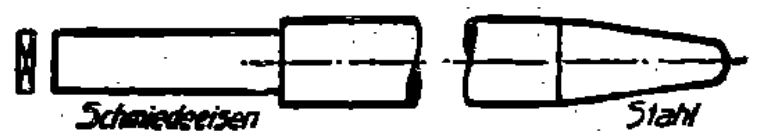
## Über den gegenwärtigen Stand des Fernsehens

Es ist noch gar nicht lange her, als die Versuche glückten, Bilder auf drahtlosem Wege in die Ferne zu übertragen, und schon sind große Gesellschaften daran, den Bildfunk öffentlich einzuführen. Gleich rasch scheint die Entwicklung auch auf dem Gebiete des Fern-sprechens, des Fernsehens einzuschlagen; hörte man vor kurzem erst von glanzvoll gelungenen Laboratoriumsversuchen, so kündigt heute eine große Radiofirma schon an, daß sie nächstens gelegentlich ihres Jubiläums das fertig durchgebildete System einem großen Publikum vorführen werde. Welches sind nun die Grundlinien, nach denen alle diese Systeme des Fernsehens arbeiten? Das erste und wichtigste Erfordernis besteht darin, kleine Bündeln wechselnder Lichtstärke, die sich auf dem Schirm der Sendestation zeigen, augenblicklich auch auf dem viele Hunderte oder Tausende von Kilometern entfernten Schirm der Empfangsstation hervorbringen. Um dies zu erreichen, wird das von dem Punkte ausgehende Licht auf der Sendestation zunächst auf eine photoelektrische Zelle gerichtet, die im wesentlichen aus einer luftleer gepumpten Glasröhre besteht, deren innere Wan-dungen mit einer dünnen Schicht von Kalium überzogen sind. Fällt Licht auf diese Zelle, so schießt das Kalium Elektronen aus, die sich an einer geeigneten Gegenkathode abspalten und unterwegs das Potential des Gitters der ersten Verstärkeröhre ändern. Je stärker das Licht, um so größer die Potentialänderung am Gitter. Die Ver-stärkeröhre ist die gleiche wie die im Rundfunk verwendete, nur etwas komplizierter gebaut und empfindlicher; sie hat die aufstretenden Schwingungen in einer Weise zu verstärken, daß die an der photoelektrischen Zelle in millionen Volt gemessenen Impulse nach ihrer Übertragung an den Radiosender bereits nach Volt zählen; hier dienen die Schwingungen dazu, die ausgehenden Trägerwellen zu modulieren, zu beeindrucken, d. h. daß die Empfangsstation eine wechselnde Stärke der ankommenden Signale verfährt, sobald das Licht in der Kaliumzelle schwankt. Bei den großen Entfernungen sind die ankommenden Zeichen immerhin schwach, so daß sie auf-nehme verstärkt werden müssen; sie dienen bei manchen Systemen dann dazu, die Lichtstärke einer Neonlampe zu ändern. Man hat diese Art von Lampe gewählt, weil sie augenblicklich auf Spannungsschwankungen anspricht. Der nächste Schritt ist nun der, auf der Sendestation das zu übertragende Bild in eine möglichst große Anzahl heller und dunkler Punkte aufzulösen und das von diesen ausgehende Licht getrennt der photoelektrischen Zelle zuzuführen. Man erreicht dies, indem man eine mit einem kleinen Loch versehene Scheibe so über das Bild hinwegführt, daß nach und nach die ganze Fläche be-schrieben wird. Die Neonlampe der Empfangsstation glüht dann heller oder dunkler, je nachdem an der Sendestation weiße oder schwarze Punkte auftauchen. Sendet man nun das Licht der Neon-lampe unter Zwischenschaltung von Sammellinien einer photo-graphischen Platte zu, über die in der gleichen Weise wie in der Sendestation eine nur einem kleinen Loch versehene Scheibe sich be-wegt, so ertönt nach und nach auf der Platte das Bild. Je größer die Anzahl Bildpunkte ist, in die man das Bild einstellt, um so besser ist die Wiedergabe. Dies ist in kurzen Zügen das Verfahren, das heute bereits zur Übertragung von Land-schritten, Zeichnungen, Zeitungsbildern und dergleichen Anwendung findet; und nun zum Problem der Fernabbildung bewegter Objekte, zum Fernsehen.

Man sieht ein, daß dieses zu lösen ist, sobald es gelingt, ähnlich wie in der Kinematographie, in der Sekunde 16 bis 20 ganze Bilder zu übertragen, so daß das Auge den Eindruck der Bewegung erhält; dies bedeutet, daß die eingangs erwähnte Lochscheibe in einer zwanzigstel Sekunde das ganze Bild zu überfahren hat. Praktisch verwendet man heute für diesen Zweck eine sich drehende Scheibe, die eine große Anzahl nach Art einer Archimedesischen Spirale angeordneter Durchbohrungen besitzt; auch auf der Empfangsseite läuft eine solche Scheibe um und verteilt das Licht der Neonlampen an die entsprechenden Stellen eines Schirmes, wobei es unerlässlich ist, daß die Scheiben auf beiden Stationen genau gleiche Bewegungen ausführen, da sonst Verzerrungen sich einstellen. An Stelle der Neon-lampen benutzt das Telefontelephon zum Steuern der Lichtstrahlen auf der Empfangsstation die bekannte Karoluszelle, die die licht-stärke und deutlichste Wiedergabe ermöglicht.

## Ein Hilfswerkzeug für die Drehbank

Es ist nicht immer nötig, die Spitze aus der Drehbank zu ent-fernen, wenn man vom Drehen zwischen den Spitzen zur Arbeit mit dem Futter übergeht. Wenn es aber geschehen muß, so soll es ordnungsmäßig gemacht werden. Sehr häufig beobachtet man, daß mit irgendeinem Gegenstande, wenn er nur lang genug ist, in die Spindel hineingefahren wird, damit die Spitze herausgeschoben werden kann. Dabei entstehen Kratzer und kleine Risse, die zu Un-genauigkeit, zu ungenügendem Lauf der Spitze führen. Man wende nicht ein, daß die Kratzer nur in dem freien Hohlraum der Spindel entstehen und das Laufen der Spitze nicht beeinflussen können! Erstens ist es wohl möglich, daß auch der Teil der Spitze verkratzt wird und zweitens können sich kleine Risse bis dorthin fortsetzen.



Daher sollte zu jeder Drehbank ein geeignetes Hilfswerkzeug ge-hören, das nach der Abbildung leicht hergestellt werden kann. Es besteht aus einem schneidreifechten Rundstab mit aufgesetztem und vorne abgerundetem Konus aus Werkzeugstahl. Damit kann die Spindel nicht verletzt werden. Außerdem aber sehr man das Eisen auf der anderen Seite ab zu einem Vierkantstück, das in die Spann-linien der Planscheibe hineingepaßt und zum Abnehmen dieser Scheibe verwendet wird. Auch dabei wird oft genützt! Seitlich herausgestrichene Hilfsmittel zum Abheben der Planscheibe passen fast nie in die Schlitz; daher weiten sie die Eden und Ränder auf und verschlechtern den genauen Gang der Scheibe. G. L.

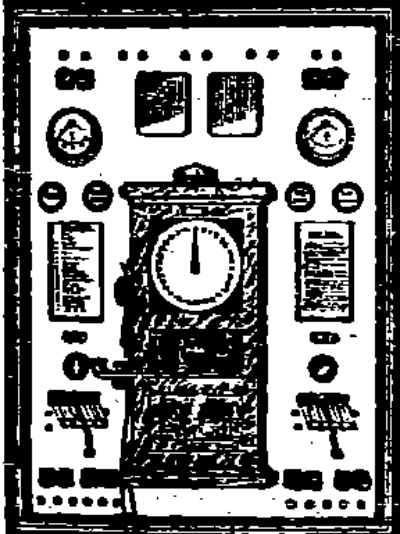


Abbildung 1

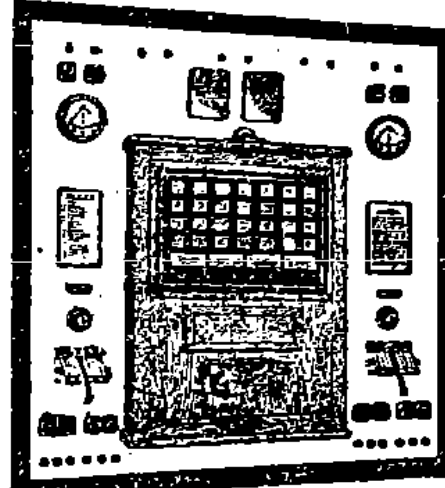


Abbildung 2

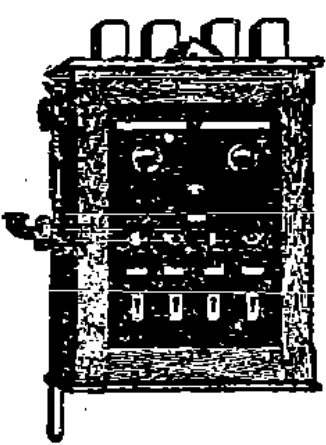


Abbildung 3





# Familie und Heim



## Das Gefühl

„Es ist ihm — ihr — ihnen — uns — allen verloren gegangen. Wie, Sie verstehen nicht? Nun, das Gefühl für... Aber schlagen Sie nur den Trödelbürger Generalanzeiger auf oder die neuesten Nachrichten von Posten und dort können Sie's lesen, mal fettgedruckt, mal gesperrt, meist beiläufig eingeschmuggelt. In Nummer für Nummer, immer und immer wieder. Wir finden es in jedem Wurfblatt, dessen Leser zu 90 bis 95 Prozent sind.“

Da hast du es: „Es“, das Gefühl für Treue, Zughaftigkeit, für Sittlichkeit, für Autorität, für — ha! Gipfel aller Gefühle — fürs Vaterland, das, oh, das haben wir verloren. Angeblich. Bitte, lesen Sie nach. Es steht da schwarz auf weiß. Da muß doch wohl was dran sein! Ja ja, früher! Erst der Krieg, den wir nie und nimmer verloren hätten, wenn nicht... Dann der Umsturz. O ungerechtes Schicksal: wir haben keine Fürsten mehr!

Wie viele Zeitungsleser mag es geben, die gar nicht wissen, daß sie als Steuerzahler heute noch an der „Abfindung“ zu haben haben! Wie viele Zeitungsleser mag es geben, die die Trennung von Staat und Kirche als eine längst und vollkommene erledigte Tatsache betrachten! Die „heutige Sittensittigkeit“, von der das arme Deutschland „heimgefußt“ wird, ist jodischer darauf zurückzuführen! Und dann geht heute die Staatsgewalt vom Volke aus. Ach, wie viele Zeitungsleser mag es geben, die noch nicht erkannt haben, daß wir noch weit, weit entfernt sind von der Verwirklichung dieser schönen Idee! Geht aber irgendwas, dann heißt es so oder so ähnlich: „Früher — früher wäre das bestimmt nicht geschehen!“

Es ist schon so und wird auch so bleiben, solange noch Spießer im Trotz über diese Gefühle schlürfen; solange es noch treue deutsche Männer gibt und solange es — Sozialisten gibt! Die rechtsstehende Presse ist das Diebstahlskind des Kapitalismus, und wenn sie sich auch untereinander oft anschauchen, daß man denn: jetzt kippt der Laden um! Wo. Im Grunde sind sie sich einig und beissen sich nicht. Die Masse muß dummgemacht werden! Die gesamte rechtsstehende Presse dient dem Kapital als Mittel, dem Arbeiter, dem „Böck“ in Herz und Hirn zu drücken, daß wir angeblich was verloren haben. Ich denke jetzt nicht an das Straßburger Münster oder an den polnischen Korridor oder an Danzig, sondern an die „sittlichen Werte“, das also, was so gewissermaßen jeden angeht. Man will mit diesem dicken Geschwätz verhindern, daß der Mann und die Frau merken, daß es besser geworden ist! Mit Gefühl treibt man Verhöhnungspolitik. Nach Strich und Faden träufelt die kapitalistische Zeitung ihr Gefühl in ihre Spalten, denn die wissen es ganz genau: Wo sich Gefühl ansetzt von dieser Sorte, da geht Verstand verloren, wird abgedrängt, macht den gewöhnlichen Gehirnschwämmen Platz. Es ist ihnen sehr daran gelegen, daß sich das — heilige Heiligtum nicht zu sehr mit der Gegenwart vermischt macht.

So schreiben denn die Schreiber von Trüben was fürs Herz, was fürs Gemüt, von der guten alten Zeit, der ach so glorreichen Vergangenheit. Man muß so etwas nicht nur lesen können, man muß es auch gesehen haben! Der mit dem Film. Wozu hat man ihn denn? Eugenberg hat ja, er kann ja. Fredericus ist wohl schon ein bißchen abgeplättet, her mit der Königin Luise, See- und Luftfahrten eignen sich auch sehr gut. Immer feste mit Gefühl. Diese Kapitalanlage, Zeitung und Film.

Lassen wir Herrn Eugenberg, den Berchermajhall der Reaktion, weiterdrucken, lassen wir ihn weiterfilmen. Nur dürfen wir uns davon nicht aufregen lassen. Der Feind geht man aus dem Wege. Wir müssen das ganze Geschwätz, kaufmännisch ausgebrüht, bohrt, gebohrt, das heißt man kauft sie nicht mit ihrem sauren verdienstlichen Geld! Das ist das Einfachste und Sicherste gegen diese Schand. Denn das ist doch jetzt, daß man davon, wenn man müde und abgearbeitet in seine Zeitung spaziert, nicht dancend auf der Leiter liegen kann, wo da wohl wieder ein heimtückisches Giftkammer steht. Die Rechtspresse ist eine Gefahr für den Arbeiter und seine Familie. Besonders aber ist sie eine Gefahr für die Frau. An sie kommen diese Schmierereien noch viel eher heran mit den feinen durchdrückten Geheimnissen und dem Roman, in denen Fürsten und Straßen die Hauptrolle spielen.

Hat denn das Gefühl aber gar keine Berechtigung? Uns und dem Sozialismus wird ja immer wieder der Vorwurf gemacht, wir gäben unserer Zeit das materialistische Gepräge, als wären unsere Augen und Sinne in übertriebenem Maße aufs Wirtschaftliche eingestellt. Diese Behauptung kommt einfach daher, daß diese Leute nicht sehen, daß sie mit ihrer eigenen Überhöhung des Geldes, mit ihrer Unterbewertung des arbeitenden Menschen den Grund gelegt haben zu einer Auffassung, die sie in ihrer Dummheit dem Sozialismus in die Schuhe schieben. Alles was nicht „Gefühl“ in ihrem Sinne ist, mit der ganzen Verschobenheit und Verbogenheit, die unter schwarz-weiß-rotem Aufschrei steht, das gilt bei ihnen nicht. Im Grunde genommen steht hinter diese „Sozialismus“, hinter diesem Gefühligen nichts als trauriger Egoismus, Geldgier und Machtgier stehen dahinter, weiter nichts.

Denn, wie können uns Gefühl nicht berechnen, aber es muß in natürlichen Dingen liegen, das heißt für uns gesehen in menschlichen. Das wahre Menschheitsgefühl geht diesen Dingen vollständig ab. Wir können diese Leute nicht überzeugen, da brauchen wir uns gar keiner Hoffnung hingucken. Was für was aber weislich ist, das ist, daß wir uns hüten, uns auch nur in geringem Maße Einflüssen des falschen Gefühls auszugeben. „Gefühl“ und Gefühl gibt's Unterfährde. Wir haben nicht irgendwelche Gefühle verloren. Die menschlichen, die wahrhaft sozialistischen Gefühle aber wollen wir zu Wort kommen lassen.

## Haben Sie keine Angst?

Von Dr. med. Josef Böbel, Prag

Warum haben Sie eigentlich Angst? Sie wissen ganz genau, wie Sie sich verhalten müssen und was es für Sie ist. Das macht ja Teil jeder Arbeit. Aber wenn Sie eine Frau, eine Arbeiterin sind, so heißt es gar nicht mehr Angst, sondern Furcht. Aber was sagt es Ihnen, das ja nicht? Im Grunde haben Sie ja auch keine Angst, die Angst hat Sie. Woher kommt das?

Und was für eine Schuler wissen Sie, so können Sie, daß wir nicht nur die Furcht in der Welt, sondern auch die Furcht in uns selbst, das ist die Furcht, die so lange weiterwandert, bis es ihnen

eines Tages gelingt, als Angstvorstellung verleiht sich ins obere Ich wieder einzuschleichen. Hier rächen sie sich für ihre lange Unterdrückung, indem sie, wie es Verbannte gewöhnlich nach ihrer Rückkehr tun, zu Tyrannen werden.

Zweifellos trifft das für viele Fälle zu und man ängstigt sich vielleicht wirklich nur deshalb so um die gute alte Erbante, wenn sie den Frohbamm kreuzt, weil man sich heimlich, ganz heimlich danach sehnt, sie unter die Räder geraten zu sehen. Aber ebenso zweifellos gilt das nicht für alle Fälle. Oder läßt es sich allgemein behaupten, daß jeder Schauspieler nur darum Lampenfieber hat, weil er sich im Unterbewußtsein wünscht, stundenlang zu leben?

Ein geistvoller Amerikaner hat die Angst anders erklärt; er nennt sie einen häuslichen Sport. Wie wir uns bei manchem Spiel in eine Gefahr begeben, legt er, von der wir genau wissen, daß wir ihr entrinnen werden und gerade diese Mischung als angenehmen Spiel empfinden, so schaffen wir uns manchmal, auch aus Sentimentsucht die Annehmlichkeit der Furcht. Nicht nur der Mann, der da aussog, um das Gruieln zu lernen; auch die Mutter, die auf dem Sofa sitzt und sich ängstigt, weil ihr Junge noch nicht von der Schule heimgekehrt ist, macht dasselbe. Wenn sie sich Angstvorstellungen hingibt, sich ausmalen, daß er ins Wasser gefallen sei, so... empfindet sie im Grunde nichts von alledem. Sonst wäre sie schon längst zum Wasser hinuntergelaufen, so schnell sie ihre Beine tragen, läßt ruhig auf dem Sofa zu sitzen und sich gemütlich zu ängstigen. Indem sie sich die Gefahren vorstellt, schafft sie sich unbewußt einen Genuß; aus der alltäglichen schon etwas langweiligen Seintuheit des Jungen hat sie sich ein fröhliches Ereignis bereitet. Sie kann ihn ankommen und beglückt begrüßen, wenn er zur Türe hereintritt, heil und gesund, genau so wie sie ihn die ganze Zeit über eigentlich erwartet hatte.

Dies Vergnügen ist ihr ohne weiteres und von Herzen zu gönnen, denn im allgemeinen ist die häusliche Sport ungeschädlich und harmlos. Nur wenn es sich um Angst vor Krankheiten handelt, wird er gefährlich, dann allerdings gefährlicher noch als Klettern oder Bogens.

Führt doch die Angst vor Krankheit so leicht zur Krankheit der Angst. „Was krankt, macht krank.“ Man bekommt immer gerade jenes Leben am ehesten, vor dem man sich am meisten fürchtet. Es ist vielleicht die einzige Ähnlichkeit zwischen Krankheit und Robo-fahren: man fährt in jeden Raum hinein, den man fest anstarrt, es gilt, geradeaus zu blicken, um rechts noch links, um den Hindernissen auszuweichen. Wenn man eine Krankheit lange fixiert, so betrachtet sie das als eine Herausforderung. Das bezieht sich nicht etwa bloß auf nervöse Leiden, bei denen ist es ja fast selbstverständlich, daß sie sich aus festem Zuständen entwickeln können. Im Kriege haben wir oft gesehen, wie negativer Selbsterkenntnis Herzerkrankungen schwerer Art auslöste; mit dem Aufhören der Furcht, mit dem Kriegsende grünte dann die „Schüttelneurose“ ebenso plötzlich, wie sie gekommen war. Nein, auch ganz und gar nicht nervöse, auch rein organische Veränderungen nehmen ihren Ursprung häufig aus der Einbildungskraft und Schamungen, Störungen, Baromale sind mitunter nichts anderes als nervöse Verstellungen. Egar Gebilde wie Wargen vermag man durch Suggestion, das heißt durch einen geistlichen Prozeß zu beeinflussen; das Gehirn gibt an die Blutgefäße die Order, sich zu verengen, die Arterien, von der Ernährung abzuschnüren, verkrampft, schrumpft, fällt ab. Ist es da ein Wunder, daß andere heftige Vorgänge, wie diejenigen, welche Gans benutzte, einen Husten hervorrufen können?

Wenn ein Gedächtniswahn Wargen zum Verschwinden bringt und eine Krankheit heilt, warum sollte ein so mächtiger Gesundheitszustand wie die Angst nicht in der Lage sein, eine Krankheit auszulösen, ihren Verlauf, ihre Schwere, ihre Dauer zu bestimmen?

Denn als wäre es nicht genug damit, daß die Angst uns „krank macht“, so hindert sie uns noch daran, wieder gesund zu werden, indem sie das beste aller Heilmittel sabotiert. Jeder Arzt weiß, daß es kein wirksames Medikament gibt, als die Ruhe, leider ist für eine Krankheit, gleich dem Radium und gleich vielum nur in winzigen Dosen erhältlich. Um so mehr sollte man trachten, alle Quellen, aus denen sie fließt, möglichst reichlich fließen zu lassen. Statt dessen verstopft man sie durch die Schließung von Gefäßen und nimmt den Luten ihr täglich höchsten Lebensfreude durch Verbote, Furcht verlängert unter Dasein, Angst führt es ab. Wenn es nicht das Mitleid, diese gefährliche Schädlichkeit, diesen völlig überflüssigen ungesunden Verbrauch an wertvoller Energie ein für allemal fahren zu lassen? Freilich wäre es das Klügste! Aber wer gibt etwas darauf, ohne etwas anderes dafür zu bekommen? Die Menschen werden vielleicht bereit sein, keine Angst mehr zu haben, wenn man ihnen als Ersatz Hoffnung und Vertrauen bietet.

Die Frage ist nur, ob man Hoffnung an die Medizin, Vertrauen zu den Ärzten haben kann. Wenn Vertrauen nicht blind sein soll, so muß es aus dem Wissen fließen. Nur in der Dämmerung erhebt jeder Rebellstolz als Erlösung vor Kron und Schweiß, nur im Zwielicht des Selbstwissens wagen sich Geistesherren hervor. Die Furcht der Aufklärung vertreibt sie, ihr Licht ist es, dem die Finsternis weichen muß, auch die Finsternis der Angst.

Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß? Im Gegenteil: Was ich weiß, macht mich nicht heiß. (Aus dem Buch: „Haben Sie keine Angst?“ von Dr. Josef Böbel, Verlag Grethlein & Co. in Leipzig.)

## Ich habe keine Zeit

„Ich habe keine Zeit!“ sagt die Mutter ungeduldig, wenn die Kinder mit Anliegen und Fragen kommen. „Ich habe keine Zeit!“ erwidert die Hausfrau, wenn der Gatte sie anfordert, einen Spaziergang mit ihm zu machen. „Ich habe keine Zeit!“ heißt es, wenn man fragen fragt, ob sie dieses oder jenes Buch gelesen, diesen Vortrag gehört oder jene Ausstellung besucht haben.

Nur ein Mäxchen, Anstaltsmädchen und häßlichen Stätten be-jucken wir in unserer überwiegenden Mehrzahl nur dann, wenn wir — Gatte haben, bei denen wir den „Führer“ spielen müssen. Dann eilen wir möglichst im Gedächtnis durch die Straßen und Gänge und sind bald, was wir alles in kurzer Zeit „gesehen“ haben. Das Erleben ist bei solcher Art der Betrachtung freilich gleich null — aber wenn was jemand auf das Besondere anderer Leute aufmerksam machen und vorbringen will, daß wir hier gehen, uns betreffen sollen in diese Höhe — kann werden wir antworten: „Dazu habe ich keine Zeit.“

Am häufigsten aber findet man diesen Einwand, wenn man verlangt, Frauen für Fragen der Allgemeinheit, für soziale Gerechtigkeit u. dergl. zu gewinnen. Es ist erpörend, zu hören, wie überlastet sie in solchen Fällen sind. Da ist die Müdigkeit und die Schamerei, man muß Einlässe machen — ja, und man hat so viele geistliche Verpflichtungen — und man kann sich wirklich nichts vornehmen und sich nicht bewegen. Und abends ist man so müde und abgelenkt, daß man sich für irgend etwas außer den eigenen Angelegenheiten zu interessieren, nicht mehr? Man hat eben wirklich keine Zeit.

Sagen wir Frauen nicht, wie vieler Wert wir uns selber berechnen und welches Ansehen wir uns anstellen mit diesem einzigen „Ich habe keine Zeit!“ Es ist gegeben, daß die Durchschnittsbewertung ihr gerätet Maß an Arbeit zu bewältigen hat, daß ihre Kräfte und das ihre Frische und Unterhaltungsgeist oft stark beansprucht oder beunruhigt werden durch all die wirtschaftlichen und menschlichen Räte der Zeitgeist samt ihren Folgen. Aber Hand aufs Herz, ihr Schwestern: Berechnen wir nicht auch viele Zeit und Kraft?

Reizend ist uns nicht in Kleinstücken, arbeiten unrationell in abgerundeter, nicht mehr zergewogener Weise, antwort uns in

unserm Fach fortzubilden und uns neue zeit- und materialsparende Methoden und Techniken anzueignen? Verbringen wir nicht manche Viertel-, halbe und oft volle Stunde mit ziellosem herumtrödeln, mit oberflächlichem Vergnügen und mit leerem Gepländer? Wenn wir unsere Tage und unser Tun durchsichtigen, ohne uns selber zu betrügen, dann wird unser Gewissen diese Frage bejahen.

Gewiß, man kann nicht immer „mit Hochspannung“ arbeiten, man braucht Abspannung, Erfrischung, Erholung. Aber all das läßt sich ermöglichen und vereinigen, und doch kann man noch Zeit haben, wenn man nur will!

Das ist es eben: Hier handelt es sich um eine Willensfrage. Und dieser Wille läßt sich nicht erzwingen, er muß geweckt werden durch Begeisterung für die Sache. Wenn wir nur erst einmal durch irgendwelche Umstände, sei es durch Bücher und Zeitungen, sei es durch die persönliche Einwirkung anderer, Einblide bekommen in Frauenarbeit und Frauenstreben und in die Mannigfaltigkeit und Größe der Aufgaben, deren Lösung von der Frau erwartet wird, zum Teile des Volksganges, dann werden wir mehr und mehr erschaffen, was es heißt: eine Frau zu sein! Es wird in uns der Wunsch und Wille wach werden, nicht mehr abseits zu stehen, sondern über unsere persönlichen Interessen hinaus mitzubedenken, mitzufühlen und mitzuarbeiten mit den Geschlechtsangehörigen, die uns vorangehen. Möchte recht vielen von uns und recht bald dieses ihr Damaskus kommen — dann werden sie mit Stunden eines Tages entdecken, wieviel Zeit sie haben und welche tiefere Befriedigung ihnen aus dieser gut angewandten Zeit erwächst! (St. Louise Arbeiterzeitung.)

## Ein Feind in unseren Reihen

Freitag — Lobntag — Trinktag! In die Straßenbahn steigt ein junger Arbeiter. Es ist 22 Uhr. Er ist noch im Arbeitszeug, mit seiner Brottafel unter dem Arm, und winkt seinen Kollegen, die an der Haltestelle zurückbleiben, aus der Bahn zum Abschied zu. Er ist ein großgewandener, sonnengebräunter Mensch. Nichts an ihm würde auffallen, wenn — ja, wenn er nicht taumelnd seinen Platz gesucht hätte. Er sitzt mir gegenüber und ich habe Mühe, ihn zu betrachten. Er fühlt meine Blicke und versucht, sich Haltung zu geben. Nichts würde seinen Zustand mehr verraten haben, wenn er nicht aus dem quollenen, glänzigen Augen läse. Dem Betrachter schießen die den Wein und die Trunkenheit verherrlichenden Lieder durch den Kopf, aber es vermehrt nicht den Eindruck, den der Blick dieses Betrunkener macht. Man sucht in ihm vergeblich die Erhebung und Befreiung aus dem Alltag, die angeblich die Trunkenheit bringen sollen. Das Auge gibt Stumpfheit und Lede zurück. Alle beim Genuß des Alkoholischen geköbten lärmenden Freuden sind verfallen — der „Fater“ ist da und schleift einen langen Schwanz von Folgen hinter sich her: Streit im Hause, Not, Tränen der Frau, Unterernährung und Krankheiten der Kinder.

Mein Gegenüber hat ein gut gezeichnetes, kungs Gesicht, in dem die geistlosen Augen durch ihren Gegenstand zum Gesicht besonders auffallen. Auf seinen Knien liegen große, ausgearbeitete Hände; und an mir ziehen alle Möglichkeiten für den Gebrauch solcher Hände und eines solchen Kopfes vorüber. Der Sozialismus braucht so viele Hände und er braucht so viele Köpfe. Die meisten stehen noch abseits und müssen für den Kampf um ihn gewonnen werden. Da macht es ein wenig mühsam, wenn man bedenkt, daß bei den verhältnismäßig geringen Kräften, die für den sozialistischen Kampf da sind, diese nicht nur auf den Kampf gegen unsere Gegner gerichtet werden können, sondern auch noch gegen die Schwächen der Menschen eingesetzt werden müssen. Der Kraftverbrauch, der sich sehr groß und sein Ende noch nicht absehbar, da die Menschen es zu sehr lieben, ihre eigenen Schwächen nicht zu sehen.

Unter Straßenbahnlast läßt den Kopf hängen, perdet hin und her, schläft ein und fällt einer neben ihm stehenden Frau auf die Schulter. — So endet dieser erhabenen begangenen Tag. Müde Augen, ein leeres Herz und keine Erfüllung. Ein Tag aus dem Leben eines beiseite stehenden Menschen...

## Dreijährige Geburtenkontrolle durch Gerichtsurteil

In Nordamerika ist das vorgekommen: Der Richter Harrison Ewing in Cleveland im Staate Ohio verweigerte dem Ehepaar Kourims die verlangte Ehecheidung, legte ihm jedoch eine dreijährige Periode der Geburtenkontrolle auf.

Die „Geschichte“ der Kourims ist einigermaßen ungewöhnlich. Als die beiden jungen Leuten vor fünf Jahren von ihren Eltern fortgingen, um sich zu verheiraten, war er 22, sie aber eben erst 17 Jahre alt. In diesen fünf Jahren gebar die Frau drei Kinder. Bald nach der Geburt des ersten Knaben fiel es den beiden schwer, sich selbst und das Kind zu ernähren. Das Kindergericht mußte sich mit der Sache befassen, aber der dort amtierende Richter wußte nichts anderes mit dem jungen Paar anzufangen, als es mit Strafen zu bedrohen, falls es noch einmal mit ihm zu tun bekam. Seitdem wurden zwei weitere Kinder geboren und die Lage der beiden ward naturgemäß schlechter und schlechter, bis sie jetzt vor Richter Ewing erschienen, um von ihm die Beendigung des so glücklich begonnenen Abenteuer zu erbitten.

Der Richter erklärte, die Frau sei heute noch nicht in der Lage, mehr als ein Kind ordnungsgemäß zu erziehen. „Was diese Leute benötigen, ist einmal eine Schulerziehung und weiter eine Erktion, die die Frau wie den Mann für die Ehe vorbereitet. Es ist nichts leichter, als in die Ehe hineinzuspringen. Aber aus der Ehe etwas Vernünftiges zu machen, ist ebenso schwer. Nur wer Vernunft besitzt und den nötigen Charakter hat, wird mit seinem Lebenspartner so auskommen können, wie das erwartet werden muß. Bei einem Einkommensvermögen von 24 Dollar, wie das hier der Fall ist, ist es eine Unmöglichkeit, drei Kinder anständig zu erziehen. Ich bin aber ebenso davon überzeugt, daß Sie zusammen auskommen können, wenn Sie sich Mühe geben, etwas Ordentliches aus Ihrer Ehe zu machen. Das kann aber nur geschehen, wenn Sie in den nächsten drei Jahren Ihre Familie nicht vergrößern. Ich löse Ihre Ehe nicht, befürchte Ihnen aber, im Laufe der nächsten drei Jahre weitere Kinder zu zeugen und zu gebären.“

Nun hat der weise Richter von Cleveland diesem Ehepaar das weitere Kinderfrühen verboten. Wenn nun aber doch...? Denn er ist jetzt 27, sie 22 Jahre alt!

## Familie

„No, Peterchen, was habt ihr zu Weihnachten gekriegt?“  
 „Ich einen Anzug, eine Luftpistole, ein Croquetpiel, ein Markenalbum.“  
 „Und Schwesterchen?“  
 „Einen Nähkasten, ein Zweirad, ein Kasperletheater, einen Fuppwagen.“  
 „Und Mutter?“  
 „Einen Stuntspieß, drei Hüte, ein Platinarmband.“  
 „Und Vater?“  
 „Dem sind keine Hosen gebügelt worden.“

## Sieber Simplizimus!

Einem bekannten Rechtsanwalt wurde als Neujahrsgeschenk ein Prager Säntzen zugehickt. Der Absender war nicht zu ermitteln. Infolgedessen kam der Säntzen nicht auf den Tisch, sondern ins chemische Untersuchungsamt. „Aber, Herr Doktor, wie kam man bloß?“ sagte der Beamte. Der Anwalt grinst: „Ja, mein Sieber — auch die Gegenpartei macht manchmal Geschenke!“



# Ins Feuer die Faust

Schmiede waren wir alle, lebende Hammerknechte;  
 Urahn, Vater und ich.  
 Keiner von ihnen schlich  
 sich aus dem verfluchten Geschlechte.  
 Tausend Jahr Feuer, Schmiedesteuer, brennen, verbrennen  
 mich!  
 Krannten die Freiheit zu Schande, zu Schmach die heiligen  
 Rechte!  
 Schmiede! Wir schmiedeten uns hinein in die Gewalt der  
 höllischen Mächte!  
 Schmied! Alles Schmiedswerk ist Kette für dich!  
 O mein Sohn, mein junger, mein liebliches Kind!  
 Süßlachender Bube auf Mutters Schoß —  
 Sollst du die Ketten deines Geschlechts ins neue Jahr-  
 tausend tragen?  
 Den Hammer her! Ich schlage auf die Ketten, bis sie  
 zerschlagen sind!  
 Der blutenden Knöchel lach' ich, lache der Wunden groß,  
 die selbst ich mir schlage!  
 Ins Feuer die Faust (Ich will es wagen). *Nelrich Lorenz*

# Karneval in Rom

Bitte — eine kleine Vergebung — wir stellen uns vor:  
 Dr. Theoprophus und Frau Gemahlina Amalia. Oberlehrer. Aus Rom.  
 Deutschland natürlich. Vormals Kaiserreich. Vor drei Monaten  
 geheiratet. Hochzeitsreise damals aufgeschoben — geschieht jetzt: Reise  
 zum Karneval in Rom!  
 Billett nach München. München im Nebel. Billett nach Verona.  
 Tiro. Grüner Himmel über weißen Gletschern. Der Brenner im  
 Sturm. Nachts. Der Sturm bläst in die Sterne, daß sie nur so  
 flackern und flammen.  
 Wir wachen auf. Frau Amalia: Gott, wo sind wir? Gest, die  
 Düfte. Land Italia. Du riechst Knoblauch, angebranntes Öl — wo  
 sind die Drangenbäume? Im Ostfladen sieht du Drangen. Verona.  
 Rait. Italiens süße Luft. Reis liegt auf den Dächern. Julia trägt  
 einen dicken bunten Schal um Kopf, Hals und Schultern — Romeo  
 hat sich fünf Meter Mantelstoff um die Nase geworfen, du siehst nur  
 seine dunklen Augen — die stolze Frau Amalia wie Dolche, o! Das  
 milde Italienerblut. Weiter nach Rom. Roma eterna. Das ewig-  
 schwarze Rom. Doppelt schwarze Rom. Wir sind schon da. Hotel?  
 Grand Quirinale. Katene.  
 Nächster Morgen. Mach das Fenster auf. Gott, wie reizend, ein  
 graublauer Dämmergenog, da heraus viele breite Kirchtürme, jeder  
 ist grau. Ringsher um Rom ein paar Hügel: graugrün. Kalte Luft  
 vom Sabinergebirge her. Tramoniana! Der Himmel silbern und  
 lila. Im Osten rotes Frühgestirne. Das Wasserglaskalt. Herr  
 Theoprophus: rasiert sich. Frau Amalia maniert. Rom. Da  
 wären wir!  
 Herr Portier, hören Sie mal, wo ist hier was los? — Was?  
 Die Wölfe sind los — Roms dunkle Schokolade. Mit schwarzem Magen  
 heulen sie durch Roms Straßen. Wölfe. Wölfe, nein, Karneval, wir  
 wollen uns amüsieren. Wollstehen. Der Portier: Da brauchen Sie  
 einen Führer, einen Führer, und in Rom gibt es nur — einen, der  
 wichtig ist. Sie ja, aber wer? — Das ist der Tirindillo. Ich will ihn  
 gleich holen lassen, er ist im Café nebenan.  
 Aaa! I miei rispetti, allergische Schachtung, io sono Tirindillo:  
 Tirindillo, la guida. O, gewiß, Karneval in Rom — aber da  
 brauchen Sie Kostüme. Ich kenne einen Schneider und eine  
 Schneiderin, nur die sind fertig, wirklich schöne Kostüme zu fertigen.  
 Ich hole die sofort — die Schneiderkente — ich laufe — ich springe —  
 son' subito di ritorno, ich bin gleich wieder da, ich, Tirindillo, der  
 Führer. A rivederci!  
 Der nächste Abend. Sabato grasso. Der fette Karnetals-  
 Samstag. Herr Dr. Theoprophus und Frau — als Dr. Faustinus und  
 Gretchen, o! Die blonden Zöpfe, einmal o! o! Die schelmischen  
 Blauschleier und das rote Mäulchen — ganz Rom schaut mit weiten  
 Augen auf blonde Gretchen. Und der Tirindillo ist dabei, der  
 Vicione, der gemietete Führer — als Brigante aus den Abruzzen.  
 Wir nehmen eine Carozzella. Avanti, a traverso Roma. Die  
 Via Nazionale. Schwarzes und buntes Gemoge von Menschen.  
 Masken! Masken! Die Cafés leuchtende Paradiese, Konzerte wie  
 Sirenenlieder. Die Via Raineri, eine enge schluchtartige Straße,  
 links und rechts turmbühne schwarze Paläste — und heiteres Gemoge  
 von Menschen, Masken! Masken! Eine Reihe elektrischer Monde über  
 den Köpfen der Karnevalisten, werft Konjetti, bunte Papier-  
 schlangen hängen in die Straße hinein, von Licht- und Aufstrahlen  
 herab — wie zum Trocknen aufgehängte bunte Maskaroni.  
 Scala Santa. An der heiligen Treppe. Heute heißt Roms  
 Heiliger — Bajazzo! Draußen steht er, auf der Scala Santa, den  
 Dolch im Munde, in jeder Hand eine Bombe, und er redet, redet,  
 redet — durch die schwarzen Zähne und Dolch hindurch. Evviva il  
 vostro Bajazzo! Karneval in Rom.  
 An der Fontana Trevi. Am sprudelnden Bronzefröhen.  
 Zwanzig kleine Rajaden tanzen um den Brunnen her einen Reigen —  
 da, sie lassen vom Brunnen ab — sie umschweben Doktor Faustinus  
 und sein Gretchen — Tirindillo, der Brigante: kniet, eine Rajade  
 sieht ihm auf den Schultern, er stürzt mit ihr davon — Und  
 s'blonde Gretchen tanzt nun im Reigen mit den neunzehn Rajaden  
 um den blondhaarigen Dottore Faustinus — alias Barbabionda!  
 Karneval in Rom. Blasse elektrische Monde. Am Himmel knistern  
 die Sterne.  
 Café Principe. Am Fürstentum's. Eine leise, lodende Silphen-  
 musik. Fünfzig hundert kleine runde Marmorstücken — mit Silber-  
 Silberkugeln, Sorten, Seltgläsern, braunen und gelben Likören —  
 um die Tische schwirren ein Wunder Welttrachten — Gerren im  
 Smoking und Grad, große Brillanten an den Stirnkränzen. Die  
 Damen tief dekolliert. Brüste rotig. Schultern — Alabaster.  
 Hände — Schilke. Wägen — roter Oleander. Füße — in Silber-  
 schuhelein. Beine — heiße Tempelglocken. Und die Masken, Masken,  
 Masken! Eine Verführung von Seide, Sammet, Brokat — hörst  
 du in Piemont's Einnereien die armen, Leinen, blauen Spinnere-  
 rinnen seufzen, die im abgetragenen Kattunröschchen? Sie sind es, die  
 diesen Reichtum spannen, webten und färbten. Und woher kommen  
 die Diamanten, Perlen, Gold und Platin? An jedem Schmuckstück  
 lebt Proletenblut und saurer Schweiß. Alles Gold ist durch die  
 Hölle wirtschaftlicher und blutiger Kriege gegangen. Ach was, Zumm-  
 heit, fort mit diesen unnützen Reminiscenzen — wir sind in Roma  
 eterna, im heiligen, ewig-schwarzen, doppelt-schwarzen Rom, Roma  
 in Carnevale! Evviva la Gioia! Verdis Gioconda tanzt auf dem  
 Musikpodium. Und der schwarze Bajazzo tanzt mit einer feuerroten  
 Perdetin, an deren silbernem Gürtel hängen die Seufzer der Insel-  
 deportierten: Tremitt, Ustica, Lipari, Trostbeglita. Esch die Gläser,  
 Sekt für alle Gatten — laßt den Schweiß der Proleten bis zur Wade  
 spritzen! Evviva Gran-Bajazzo. Roma in Carnevale!  
 Weiter. Piazza Colonna. Eine Säule drauf. Und auf der Säule  
 Sekare Augustus, in den hohen Pantalone, schwarzer Marmor,  
 Monumento coloniale! Wir erobern die Welt. Schwarze Masken,  
 halter das Pulver trocken — nehmt 'ne Brise — hab'sch! Evviva  
 Roma cesarea!  
 Immer weiter. Piazza Spagna. Zwei Monumente. Eines —  
 der Gran-Inquistor, der Feuerbrenner des Mittelalters, eine  
 rote Zunge in den heiligen Händen. Hunderttausend Reper-  
 wagen brennen — um diesen hier heilig zu sprechen — aber das! —

# Begegnung mit Herrn Schnauz

Doktor Franz Brinsmann, abseits lebender Privatgelehrter,  
 wurde wegen schwerer Körperverletzung zu vier Monaten Gefängnis  
 verurteilt.  
 Mit 80 Kilometer Stundengeschwindigkeit pfeilt der Zug dahin.  
 Schon ragen die grauen Vorstadthäuser von N. Wie schnell die  
 Stunden vorüberfliegen! Jetzt knattern die Räder über das vielfältige  
 Netz der Weiden und in wenigen Minuten hält das eisende, eiserne  
 Tier jährend unter dem düsteren Bahnhofsbogen. Kellner und Ver-  
 käufer plaudern mit dem internationalen Tonfall der Bahnhöfe  
 den Gesang der Lodung: Bier, Schokolade, Zigaretten und Zeitungen.  
 Tag! Der Doktor sieht kaum auf, während die Kafftür des  
 Abteils mit hartem Geräusch zugeworfen wird. Aber während der  
 Mann, der eintritt, Koffer und Tasche im Gepäcknetz verstaubt, fühlt  
 Brinsmann in den Kampfhaut gehaltenen Schultern und scharfen  
 Bewegungen des Gegenüber etwas Brutales, ihm Feindliches, das  
 seinen tiefen Frieden mit der Welt unterwühlen will.  
 Plötzlich gewinnt die alte und beunruhigende Eisenbahnfrankheit  
 wieder Gewalt über ihn; die Furcht vor Unterhaltung mit fremden  
 Reisegefährten. Es ist wie eine fixe Idee und Brinsmann redet sich  
 zu, daß, wenn nur zwei Leute im Abteil sind, ein Gespräch an seinem  
 Widerstand scheitern muß. Während der Fremde mit fatalem Ge-  
 stirn eine Zeitung entkettet und liest, und der Zug mit langsam  
 schwellendem Crescendo anfährt, durchblättert er nervös das wieder  
 aufgenommene Buch, schmökert ohne Lust und Anteil. Aber aus dem  
 Gleichgewicht geworfen und an die friedliche Gelassenheit der beiden  
 vorbeigegangenen Stunden zurückdenkend, ist es wie ein fremder  
 Wille in ihm, der ihn zwingt, den Kopf zu heben und sein Gegenüber  
 anzusehen.  
 Erstrecken durchquert den Doktor, denn im Bruchteil einer Se-  
 kunde, ehe noch sein Gehirn den Vorgang fassen kann, jagt sinnlose  
 Empörung nach. Der Mann, der ihm da gegenüber sitzt, ist Schnauz —  
 Friedrich Wilhelm Schnauz, ehemals Feldwebelleutnant im In-  
 fanterieregiment X — und kein anderer, Brinsmann erkennt ihn  
 genau, trotz der vielen Jahre, seit er ihn zum letzten Male gesehen  
 hat, und obgleich die Wangen fett und rotig geworden sind, die da-  
 mals falgig und grau in die fahlblonde Schnurrbartbürste hingen.  
 Die wässrigen, blauen Augen sind die selben, wenn sie auch kleiner  
 scheinen in dem dicken Gesicht; jedoch der gierige Unterleifer, der  
 einst vom hohen, schneidigen, arbeiteten Uniformkragen gestützt wurde,  
 hängt jetzt in böser Schläffigkeit über den weichen Stoffkragen und  
 der grellfarbigen Kravatte.  
 Brinsmanns Ungewissheit — ist es Schnauz, ist er es nicht?  
 wird zur Marter. Er starrt in die Landshaft. Doch wie er den Kopf  
 zwanghaft seinem Gegenüber wieder zuwendet, treffen sich ihre Blicke.  
 Und schon giebt sich das fette Gesicht in das joviale Grinsen, aus  
 Stimmungsüblichkeit und feiler Unterwürfigkeit gemischt, das da-  
 mals vor Jahren der Luft zu jeder Schilane war.  
 Haben wir uns nicht früher getannt, mein Herr?  
 Während diese Worte in Brinsmanns Bewußtsein dringen, hört  
 er die Stimme zweimal: glatt und jubringlich hier im Abteil, tobend  
 und fluchend im Graten bei Lourcoing.  
 Mechanisch fragt der Doktor zurück: „Sind Sie nicht Herr  
 Schnauz?“ und hat längst vergessen, daß er schweigen wollte, aber  
 angstvoller Widerwille treibt ihn vorwärts.  
 Schnauz erinnert sich und ein flaches Staunen hängt in seinem  
 biden, stumpfnasigen Gesicht. „Donnerwetter! So trifft man sich im  
 Leben wieder!“ Der Doktor hört kaum, was Schnauz sagt und sieht  
 ihn auch in der seltsam doppelten Erregung: hier im Zugabteil  
 und damals, als er mit gespreizten Beinen vor der Mannschaft stand,  
 rotberhend vor Wut und fleischer Kommandoworte (Sire, stunden-  
 lang im zerflossenen Gesicht knapp hinter dem dritten Graben.  
 Damals, als die Kompanie in jener heißen Zukunft zum ersten  
 Male wieder in Ruhestellung lag und dieser Schänder die Über-  
 lebenden, die kaum dem Tod entrannen waren, wie junge Kefruten  
 im Gelände umherjagte. Und Brinsmann steht wieder den Gefreiten  
 S., dem Schnauz die Faust vor die Brust stieß, weil er zu wider-  
 sprechen wagte; und er hört wieder, wie Schnauz zu den vier Mann,  
 die sich mit schwerer Ruhr krank melden wollten (zwei davon starben  
 später in Deutschland), im ausgekramten Schulhaus von Armen-  
 tieren sagte: „Ich werde euch Schweine trumm schiefen lassen, wenn

ihr wegen dem bißchen Sch... schon wieder ins Revier kriechen  
 wollt.“  
 Immer noch wiederholt er nach jedem Satz: „Müssen Sie  
 nämlich wissen“, wie vor einem Jahrzehnt, als er aus einer obskuren  
 Verleumdungsgeschichte ins Feld kam und als gebieter Unteroffizier  
 zum Feldwebelleutnant aufrückte. Nach dem Kriege, vertierte Schnauz,  
 habe er durch Beziehungen eine Stellung in einem Betrieb be-  
 kommen; „aber so eine Stelle — müssen Sie nämlich wissen —, wo  
 man sich von jedem Kasser muß in die Suppe spucken lassen, ist  
 nichts für unsereinen“. Kinder habe er nicht und seine Frau habe  
 er als Mamfell wieder auf ein Gut gehen lassen. Nun konnte sie  
 doch nichts für ihn, und so als Obmann der Organisation N. habe  
 man doch einen Wirkungskreis. Der Verdienst — „müssen Sie nämlich  
 wissen“ — sei ja klein, aber die Spesen nicht von Pappe. Und solche  
 private Mandüberübungen und Feiern im Osten oder in Bayern, wo  
 man mit deutschen Männern einen Ordentlichen hinter die Bude  
 giechen kann, für umsonst natürlich, und wo man oberdrein eine  
 Nummer ist als gebieter Kolbat — seien keineswegs zu verachten,  
 „müssen Sie nämlich wissen“.  
 Endlich, während Brinsmann langsam aus dem bedrückenden  
 Dunst der Erinnerungen aufsteigt und während der Zug sich schon  
 der Station nähert, wo seine Reise zu Ende ist, ertündigt Schnauz  
 sich, was der Doktor eigentlich treibe.  
 „Ich schreibe Erinnerungen von damals, müssen Sie nämlich  
 wissen“, sagt er zögernd, des Feldwebels Redewendung nachahmend.  
 Schnauz lacht unsicher sein breites Grinsen. „War doch große  
 Zeit damals und gute Kameradschaft.“ Man dürfe sich nicht an  
 Kleinigkeiten stoßen.  
 „Kleinigkeiten?“ sagt der Doktor mit einer unnatürlich ruhigen  
 Stimme. „Erinnern Sie sich noch an R. Fröh R.? Er war nicht  
 einmal 19 Jahre alt, ein schmaler, großer Durche mit kurzflüchtigen  
 Augen. Ich unterhielt mich oft mit ihm; er studierte Philosophie und  
 Kunstgeschichte. Hatte gerade zwei Semester gehört. Erinnern Sie  
 sich noch? — es war bei Sagebroud — er kam etwas später als die  
 anderen zum Appell. Sie gaben ihm zur Strafe zwei Wochen hinter-  
 einander. Bei der zweiten muß er eingeknickt sein, todmüde und  
 hungrig, wie er war. Ich weiß es noch wie heute — um zwölf zog  
 er auf Wache und um vier morgens fand ihn die Abholung mit  
 einem Kopfschuß an der Brustwehr.“  
 Schnauz sagte irgend etwas von „Schiffal“ und vom „Tod für's  
 Vaterland, der früher oder später...“  
 Brinsmann steht auf, sein Mund zittert furchtbar, während er  
 sein Buch in den kleinen Koffer steckt, der neben ihm liegt. Ob  
 Schnauz sich auch noch an B., den Dreher aus Essen, und den kleinen,  
 weißblonden Bergarbeiter aus Neulinghausen befinden könne, die er  
 zusammen mit R., dem degradierten Unteroffizier, auf eine Straf-  
 patrouille geschickt habe, die alle drei am nächsten Morgen vor dem  
 Drahtverhau gelegen haben.  
 Aus Schnauz's Gesicht weicht das freundliche Grinsen und es  
 mächtig steigt ihm die blaüliche Röte in die fetten Wangen, und seine  
 Stimme, die von Dienststrenge und Disziplin spricht, jängt zu schnarren  
 und zu bellern an, wie damals.  
 Wieder steht der Doktor, zum Aussteigen bereit, an der Tür des  
 Abteils. Und wieder überstürzt ihn die Welle von Schwäche: Vera-  
 wehlung von Bergangeneit und Heute, hüllt seinen Willen ein.  
 Wie ein Befehlener schwingt er den kleinen Berdoffner und schlägt  
 ihn dem Überwachten in ra'ender Wut viele Male ins Gesicht. Be-  
 taubt, merkt er nicht, daß der Zug hält und der verflüchtete Obmann  
 sich umsonst gegen seinen Tollheitsausbruch zu wehren sucht. Die  
 Fensterhebe fliegt klirrend auf den Bahnsteig; Neugierige stehen  
 im Augenblick vor dem Wagen; Bahnkamaraden bringen ins Rupee und  
 man führt den Angreifer auf die Wache, während der verlegte  
 Schnauz verjagt wird.  
 Der Herr nach Monaten stattfindenden Vernehmung wirkte als  
 strafbarer, daß Doktor Franz Brinsmann — was Schnauz  
 nicht gewußt hatte — im Krieg bereits wegen tätlichen Angriffs auf  
 einen unbeliebten Vorgesetzten auf Festung gekommen war. Souff  
 hatte der Doktor niemals mit Gerichten zu tun gehabt.  
 Kurt Offenburg.

er hat keinen Schatten. Chamisso, hörst du? Das andere Monument,  
 aus dunkler Bronze: ein Cavalier steht mit breiten Beinen vor  
 einem großen Leierreimer: in Händen hält er Italias armes zuckendes  
 Herz, das preßt und preßt er, Blut tropft da heraus — hinein in den  
 Leierreimer — in den Eimer der öffentlichen falschen Meinung, den  
 giebt der Cavalier ab und zu auf die Spitze der unten wickelnden  
 vieltarbenbeinigen Karnetalsmenge. Der Cavalier ist die schwarze,  
 offizielle Presse. Evviva il Carnevale di Roma!  
 Doktor Faustinus — Tirindillo und Gretchen — wo sind die?  
 Die haben sich im Trubel des Karnetals verloren. Doktor Faustinus  
 sitzt in der Cantina Fraicati, in einer Seitensche, hochelig vom  
 goldenen Wein — auf seinem Schöße die kleine gelbe Venus von  
 Milo, eine ägyptische schone Maste: die wirft ihre Feuerblide wie  
 ein Reg um Herz des trunkenen Faustinus. Und später, auf einer  
 verhöwageneu kleinen Hotelinsel, enthüllt dann die ägyptische Venus  
 von Milo dem Barbabionda ihre letzten verlauflichen Reize.  
 Faustinus, morgen früh mußst du schwer lachen!  
 Nun zum Briganten und Gretchen — Tirindillo, der Räuber  
 aus den Abruzzen, hat das blonde Gretchen geraubt, sie ist ein Glas  
 Feuerwasser geworden — das schlürft Tirindillo, Roms erster  
 Vicione — Tropfen für Tropfen aus — in einem billigen Altheige-  
 quartier. O, die blauen, treuen Augen, o, die keuchenden germanischen  
 Zöpfe — Tirindillo mag damit den Umfang seiner Verden. Carnevale  
 a Roma! Alles ist erlaubt — was die Phantastie dir begehrt. Sinter  
 der Phantastie steht das rauhe, rohe Leben. Das Zeitalter des Goldes  
 und der Arzge.  
 Schlupfild. Mailand. Die Metallfabriken. Zehntausend Proleten  
 am schpierenen Band — wird Auto, wird Wagon, wird Loff,  
 Gabel, Messer, Flügel und Waffe. I Metallurgici di Milano —  
 zwangsorganisiert vom schwarzen Bajazzo! Gewerkschaften  
 aus Vergewaltigung heraus — aber die Proleten, Milanos Metal-  
 lurgici — die lachen: Nun seht doch, diese schwarzen Bajazzo, die  
 wollen uns verführen — daß der kapitalistische „Werkstriebe“ auch  
 unsere proletarischen Interessen fördere. Dummeheit! Wir lachen —  
 wir lachen — wann erndigt Italias Karnetals? Wir meinen aber  
 auch: Auf den trockensten Inseln seufzen die tanjerd Verbannten!  
 Bergeht die nicht. *Mag Dortu.*

# Von Masken und Maskenmachern

Wenn in diesen Tagen in allen Ecken der Stadt die Dichter an-  
 flammen, wenn Papierstrahlen die Luft durchwirbeln, buntes Kon-  
 fetti sich auf Haar und Kleider der Ausgelassenen legt und aus der  
 Dedung starrer Masken sich das geile Verlangen löst so beherzelter  
 Würdenträger hervorragt, dann juckt es in den Händen der Armen,  
 die ausgeflogen von der Fremde der andern hungernd durch die  
 Straßen wandern. Herunterzureißen die Maske der Ausgelassenheit  
 von den Gesichtern der Bürger verlangt es sie. Den Menschen zu  
 zeigen, was hinter ihnen sich verbirgt.  
 Wir Maskenmacher leben nicht gut von dem Maskentand. Wir  
 leben sehr schlecht, aber wir leben doch. Kost uns unjern fargen Ver-  
 dienst, bis ihr andere, frunvollere Arbeit habt für unsere Hände, die  
 nicht würdig sein wollen. Die Maskenmacher, die Heimarbeiter der  
 Karnetalsindustrie in Thüringen und Oberfranken sind es, die so  
 leben. Sie sind es, die in langen Winterwochen, wenn der keine  
 Vorkader keine Arbeit verlangt, aber auch keine Nahrung gibt, in  
 dunkigen Stuben sitzen, um aus Papier und Kleister, Gaze und  
 Drahtgeflecht bunte Masken zu formen, die sie beschneiden und be-  
 malen. Und wenn sie nach Amerika gehen, auch noch mit dem  
 Stempel „Made in Germany“ versehen. Grotesken Rajen, Klatschen

und Nebelhörnern geben sie die Buntheit ihrer billigen Fäden.  
 Ihre Hände sind es auch, die die bunten Papiermützen her-  
 stellen und all den bunten Hütten. Arm sind diese Menschen, denn  
 wenn auch die Menschen im Rauche des Karnetals sich leicht vor  
 ihrem Gelde trennen, wenn auch Wirte und Kaufleute am Fastnach-  
 treiben zu verdienen, Feinwäge und Brudrücke von Feinwägen sind  
 es, die für die abfallen, die ihre Zeit, ihre Lebenskraft an die Her-  
 stellung all des bunten Glitters setzen und die in ihrer Not darum  
 bangen, daß nicht irgendwo ein Maskentall oder eine Kappenstung  
 verloten wird. Sie, die jeden Tag dem krafftigen Glend in das Auge  
 sehen, haben ein Interesse daran, daß der Wohlstand kein Anlich ver-  
 büßt, daß alle Menschen hinuntersteigen in das tolle Treiben des  
 Karnetals.  
 Schlecht leben sie, denn für ein Gros aus Pappe gedrehter  
 Masken, wie für die Kinder in den Städten für 2 bis 5 J im Laden  
 kaufen, gibt es 1,42 J, wozu noch 50 J für Material abgehen, das  
 Feinmaterial und Werkzeug nicht gerechnet. Um 15 bis 20 Gros in  
 der Woche fertigzubringen, müssen zwei Personen täglich 14 bis  
 15 Stunden arbeiten. Der so erzielte Stundenlohn kommt kaum über  
 10 bis 12 J hinaus. Hinsu kommt, daß die Ware von den Frauen  
 Sonnabends in stundenlangen Märschen und Bahnfahrten, die einen  
 Teil des Verdientes verfrachten, zur Ablieferung in die Fabriken  
 gebracht werden muß. Spät abends kommen die Frauen wieder zu  
 Hause an und sie sind froh, wenn ihnen der Fabrikant neues  
 Material zur Verarbeitung mitgegeben hat.  
 Für die Bemalung eines Duzend Masken aus Drahtgeflecht  
 zahlen die Unternehmer 40 J. Bei der Herstellung von Masken aus  
 Gaze werden Stundenlöhne bis zu 18 J erzielt, aber da diese Masken  
 im Weltmarkt weniger verlangt werden, kommt der Mehrerdienst für  
 die Masse der Heimarbeiter kaum in Frage. Für die großen  
 Aufgehänge, wie sie in den Fastnachtsmärschen getragen werden und  
 die im Fandel 3 bis 5 J kosten, bekommt der Mann, dem ich bei seiner  
 Arbeit zuh, 25 J für das Stück. Dafür mußte er aber nicht nur  
 das Material liefern, sondern auch noch die Modelle selbst entwerfen  
 und sich die nötigen Formen herstellen. Da natürlich nur die Modelle  
 abgenommen werden, die neu und original sind, hat dieser Mann  
 für einen Hungerlohn, der kaum über 20 J die Woche hinauskommt,  
 also auch noch die Fähigkeiten eines bildenden Künstlers einzuziehen.  
 Arm sind die Maskenmacher. Zwar haben sie schon im Jahre  
 1902 den Versuch gemacht, durch gewerkschaftlichen Zusammenschluß  
 ihre Lage zu verbessern, doch die Beitragszahlung geriet bei dem  
 geringen Verdienst bald ins Stoden. Trotzdem wagten sie es, im  
 Jahre 1908 zu streiken. Obwohl der Streit nach langen Wochen ver-  
 loren ging, wurde unter dem Druck der Öffentlichkeit einiges erreicht.  
 Doch die Auslosigkeit der Maskenarbeiter brachte bald wieder das  
 alte Joch. Mit Hilfe der Frauen- und Kinderarbeit versuchte man  
 durch eine unermühtlich lange Arbeitszeit, die täglich 16 und mehr  
 Stunden betrug, die wirtschaftliche Lage zu verbessern. Erst 1919  
 fanden die Maskenarbeiter sich wieder zusammen. Sie erreichten  
 unter Führung des Fabrikarbeiterverbandes eine Reihe Vorteile und  
 Verbesserungen, die jedoch durch die Inflation zunächst wieder ver-  
 loren gingen. Nach der Inflation bestand die Hauptaufgabe des  
 Fabrikarbeiterverbandes darin, die um 10 bis 15 J gekürzten Löhne  
 wenigstens wieder auf die Höhe der Vorkriegszeit zu bringen und so  
 die Grundlage für eine anhaltende Verbesserung der Lebenshaltung  
 in diesem Zweig der Heimindustrie zu legen. Denn wenn die Menich-  
 heit die Form der Freude, wie sie in den Tollheiten des Karnetals  
 sich kundgibt, braucht, soll sie auch denen satt zu essen geben, die an  
 diesen Freuden ihren größten Anteil haben. Sonst wird immer ein  
 bitterer Tropfen in die Freude der Frohen fließen, ob sie nun  
 Bürger oder Arbeiter sind. *Erich Grisar.*





# Verbandsleben



## Neuwahlen der Betriebsvertretungen

Die Wahlzeit der Mehrzahl der Betriebsvertretungen läuft infolge der alljährlich von den Gewerkschaften zu dieser Zeit durchgeführten Neuwahlen wiederum in den Monaten März und April 1929 ab.

Die Neuwahlen der Betriebsvertretungen für das Jahr 1929 sind daher von den Ortsausschüssen des ADGB und den Ortsstellen des Afa-Bundes in den Monaten Februar und März 1929 gemeinsam durchzuführen. Es ist zu diesem Zweck ein Termin zu bestimmen, an welchem alle Betriebsvertretungen die Bestellung eines Wahlvorstandes vornehmen und diejenigen Belegschaften, die gegenwärtig eine Betriebsvertretung nicht besitzen, ihren Arbeitgeber zur Bestellung eines Wahlvorstandes auffordern. Die Durchführung der Wahlen obliegt den jeweils beteiligten Gewerkschaften. Dieselben haben gegebenenfalls auf Grund des § 23 Abs. 3 des Betriebsrätegesetzes in der Fassung der Novelle vom 28. Februar 1928 die Bestellung eines Wahlvorstandes bei dem Vorsitzenden des zuständigen Arbeitsgerichts zu beantragen.

Nur diejenigen Betriebsvertretungen, die erst nach dem 1. Oktober 1923 gewählt worden sind, brauchen jetzt eine Neuwahl noch nicht durchzuführen, eben so handeln die Betriebsvertretungen sämtlicher Behörden sowie diejenigen im Bergbau, im Baugewerbe und in der Land- und Forstwirtschaft nur nach den unmittelbaren Anweisungen ihrer zuständigen Gewerkschaften. Alle übrigen Betriebsvertretungen sollen im Interesse der Einheitlichkeit die Neuwahlen zu dem dafür bestimmten Termin vornehmen.

Maßgebend für die Durchführung der Wahlen sowohl für die Arbeiter als auch für die Angestellten sind die Beschlüsse des Gewerkschaftskongresses in Leipzig 1922 (Protokoll Seite 419/420) und die Richtlinien des Afa-Bundes vom 3. Juli 1924. Hiernach ist genau zu verfahren. Insbesondere ist unter allen Umständen zu unterlassen, in verschleierte oder offener Form politische Listen aufzustellen. Außerdem dürfen in keinem Falle die Listen der freien Gewerkschaften Kandidaten aufgenommen werden, die unmorganisiert sind. Wo hiergegen verstoßen wird, können die Gewerkschaften derartige Wahlen auf Grund der Kongreßbeschlüsse nicht anerkennen.

Die für die Durchführung der Neuwahlen notwendigen Formulare hat sich der Wahlvorstand im Betriebe auf Kosten des Arbeitgebers herstellen zu lassen.

Ein Merkblatt für die Durchführung der Wahlen und Muster für die notwendigen Formulare können durch die Ortsausschüsse und die Ortsstellen von der Verlags-Gesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes m. b. H., Berlin S 14, bezogen werden.

Die Gewerkschaftskongresse des ADGB und des Afa-Bundes im September und Oktober 1928 haben erneut die außerordentliche Bedeutung des Mitbestimmungsrechtes in den Betrieben hervorgehoben und die beiden Bundesvorstände beauftragt, alle Schritte und Maßnahmen zu unternehmen, um die gemeinam aufgestellten, aber noch nicht erledigten Forderungen zum weiteren Ausbau des Betriebsrätegesetzes schnellstens durchzuführen. Von den Belegschaften erwarten die Kongresse, daß sie ihre Rechte aus dem Betriebsrätegesetz energig ausüben. Kein Betrieb, der nach den Bestimmungen des Betriebsrätegesetzes eine Betriebsvertretung haben kann, darf ohne Betriebsvertretung sein. Durch Organisierung der den Gewerkschaften noch fernliegenden Arbeitkollegen wird es dann gelingen, das Mitbestimmungsrecht in vollstem Umfange durchzusetzen.

Gerade die schweren Arbeitskämpfe der letzten Monate mit ihren eigenartigen Folgeerscheinungen haben erneut bewiesen, daß auch die Durchführung des Mitbestimmungsrechtes in Betrieben in erster Linie von der Macht der Gewerkschaften abhängig ist.

Gewerkschaftskollegen und Gewerkschaftskolleginnen! Wählt mit eure tüchtigsten und tüchtigsten Belegschaftsangehörigen in die Betriebsvertretungen.

Auf zu den Betriebsrätebestimmungen 1929!

Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund  
Allgemeiner freier Angestelltenbund

## Vor 40 Jahren

Erzählung an die Arbeiter-Auspektion im Jahre 1888

Ein an dieser Auspektion beteiligter Kollege erzählt uns: Am 6. Dezember 1888 wurden in Hamburg sämtliche Arbeiter, 210 an der Zahl, ausgepeert, denen nach einigen Tagen auch die Arbeiter von Altona-Ottensen folgten, weil sie den von den Erwerbslosen errichteten Arbeitsnachweis nicht anerkennen wollten. Es schied schon seit Mai des Jahres ein Nachweis für die Arbeiter, der zur beiderseitigen Zufriedenheit funktioniert hatte, aber die Industriellen wollten alles darüber zu bestimmen haben. Sie ließen den Nachweis zu Lande stehen, aber ihnen aus Besprechungen klar geworden. Es hat sich ja auch bis auf den heutigen Tag gezeigt, daß die Besprechungen der Arbeiter sich bewährten haben. Die Arbeiter sind heute noch belächelt. Die Auspeierung war sehr hart, während heute alles vom Verband geregelt wird, machte damals, weil nur einzelne Arbeiter besprochen, alles mit Sammelhaftem zusammengebracht werden. Die Arbeiter des Nord, kann man sich wohl vorstellen, wenn man bedenkt, daß damals die Arbeiter in Hamburg, Altona und Ottensen die Arbeiter aus dem Norden ausgespeert waren. Da wurden sämtliche Arbeiter häufig Gehaltskassen, denn das Sozialgesetz war noch nicht in Kraft, damit nicht der Beschäftigte verfiel. Hier sei noch besonders erwähnt, daß sich in Hamburg, Altona und Ottensen die Arbeitervereine sehr unabhängig gezeigt haben; sie gaben jede Woche ihre Erfahrungen als nachfolgende Unterrichtsgegenstände waren 10 A für 2 Tage und 12 A für 3 Tage, außerdem wurden für jedes Kind 1 A. Hier stand noch lange Zeit über die Hälfte der Auspeierung, aber die Arbeiter aus dem Norden waren es nicht. Jeder wollte, um was es ging. Das die Auspeierung schon lange vorher geplant war, bewiesen die Streikbrecher, die schon am 8. Dezember, also zwei Tage nach Beginn der Auspeierung, in Hamburg eintrafen. Die Arbeiter waren in Überziffer und wurden ausgespeert. Es war wichtig, diese Ereignisse anzugehen und zur Auspeierung zu bewegen, denn die Arbeiter verstanden nicht, außerdem haben sie sich unter polizeilicher Be-

wachung. Trotz alledem sind sehr viele nach einiger Zeit, als sie die Verhältnisse selbst kennen gelernt hatten, abgereist. Bei der Auspeierung sind verschiedene ausgepeerte Kollegen mit der Polizei in Konflikt gekommen, auch kamen Verhaftungen vor. Der Abschub der Streikbrecher erfolgte zumeist auf Kosten der Ausgepeerten. Deren Erbitterung kann man sich wohl denken. Daher ist es auch nicht zu verwundern, daß manchmal mit dem Knüttel die Auszahlung erfolgte, hauptsächlich an solchen Kreaturen, die als Deutsche Hausknechte verrichteten. Trotz der Standhaftigkeit der Ausgepeerten mußte der Kampf nach einem Jahre abgebrochen werden, denn die Industriellen hielten zu sehr an ihrem Nachweis fest. Verständlich, denn er war ja eine der letzten Waffen gegen die Arbeiter. Auch war damals die Organisation der Arbeiter zu schwach. Es sei noch erwähnt, daß kurz nach Abbruch des Kampfes der größte Schachtmacher bei dieser Auspeierung pleite machte und er selbst ein entsprechendes Ende gefunden hat.

Aus dieser Schilderung können die Kollegen sehen, mit welchen Schwierigkeiten die Arbeiter zu jener Zeit zu kämpfen hatten. Die Brutalität der Auspeierung hat sich freilich noch nicht geändert. Während vor 40 Jahren kurz vor Weihnachten einige hundert Arbeiter auf Pfählen gesetzt wurden, waren jetzt fast um dieselbe Zeit einige hunderttausend ausgepeert.

## Der bettelnde Verbandskollege

Wir kennen sie alle, die etwas heruntergekommen, verstaubt, ein wenig jerrig und hungrig zu uns kommen und ihr Verbandsbuch vorlegen, bitten, daß man ihnen eine kleine Unterstützung gebe. Wir haben alle ein Herz, wissen, wie schwer es ist, als arbeitsloser Schneider, Polzarbeiter, Metallarbeiter, Friseur usw. durchs Leben zu kommen, und geben gerne eine kleine, bescheidene Unterstützung.

Wer aber schon lange hinter den Schaltern sitzt, Gelder zu verwalten hat, schon manchen Zusammenhang mit rabiaten Burschen hatte, der wagt aber auch, daß mancher Schwindler sich vorrengt und mit erjähndelten Mitgliedsbüchern die Verbandslisten erleichtert.

So stellte sich auch der jugendliche Arbeiter Hermann Juttowski als Gewerkschafter, organisiertes Parteimitglied aus dem roten Wien vor, tat sehr biedrig, treuerbig, legte jedem Kollegen und Genossen ein schönes Album vor, das manchen Klangvollen Namen aus der Gewerkschaftsbewegung zierte, und bot hübsch, begehrend den Beamten, seinen Namen einzuzichnen. Warum nicht dem freundlichen Genossen den Gefallen tun? Geht!

Dann begann er zu erzählen von seinem Schicksal, seiner Wanderjahre, seiner Not, daß er kaum 20 A habe für die Herberge und er bitte doch den Genossen, so gut zu sein, ihm einige Pfennige für das Übernachten zu geben.

Natürlich gab der Kollege eine kleine Unterstützung.

So reiste der „Geschäftsgenosse“ zwei Jahre durch Deutschland und bereifte die Gewerkschaftsbüros, um den Kollegen ein schönes Album zu zeigen und Unterstützungen zu erwirken. Eines Tages erzielte er wieder auf einem Verbandsbüro der Polzarbeiter in Wiesbaden, begann mit seinem Erld. Er gelang. Nach wenigen Minuten, nachdem der Kunde verschwinden war, merkte der Kollege, daß auch einige Mitgliedsbücher verschwinden waren. Natürlich, das war der Wiener „Genosse“ und Schwindler. Der Wiesbadener Kollege sagte sich mit Recht, daß der zweifelhafte Kunde nach Frankfurt a. M. fährt, um dorthin ein Album zu bringen. Natürlich, wenige Minuten nach dem Verschwinden kommt unter lauterem fremdlich, sehr zurückhaltend, sehr bescheiden durch die Tür des Büros, öffnet sein Album, erzählt ein Märchen und zeigt ein neues Mitgliedsbuch mit frischen Marken. Er war gestellt. Man ließ ihn verhaften, vor das Gericht stellen und er wurde zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt.

Der neue Verbandsbüro ist bald und selbstverständlich Unterstützung der Welt, verdient natürlich harte Strafe! P u a.

## Der Arbeitsnachweis

Früh um 8 Uhr öffnet sich der Arbeitsnachweis. Allmählich kommen sie, die Arbeiter, in großer Zahl aus den verschiedensten Stadtteilen. Die Jungen kommen froh und lustig, die Älteren etwas langsam und müde. Drinnen ist es warm. Ein großer Raum, hell und luftig, ein paar Bilder hängen an der Wand. Es riecht nach Kuchenduft und Meer. Der Raum kommt von einem Eigentümer. Dort trinken die Arbeitslosen meist eine Tasse Brüh, die billig ist und warm.

Immer mehr Menschen kommen. Sorgenlos und bister sehen die meisten drein. Sie sprechen von der Lage und Hoffnung auf Arbeit. Nicht ist die Jüngeren. Die sehen noch etwas unglücklich drein. Sie reden auch von etwas anderem. Sie sprechen von Sport und Besessenen.

Die Erwartung im Räume wächst. Der Vermittler muß gleich auf der Kompe erscheinen. Nur noch ein paar Minuten fehlen. Nicht öffnet sich hinter die Tür, der Vermittler kommt mit ein paar Zeilen in der Hand. Alles schreit hastig nach vorn zur Kompe. Die Gespräche verhalten sich; es wird ganz still. Alles hängt auf den Vermittler. Die Hände greifen wild nach der Stempelfarbe in der Druckkappe. Drei Stellen auf der Kompe sind besetzt. „Es melden sich die mit sieben Romanen“, rief er. Was noch nicht so lange arbeitslos ist, bekommt die fingerröte Karte zurück. Gelesen werden die Karten wieder eingesteckt. Wieder mal nichts! merkt einer. Genau so denken die anderen. Blicke! morgen! hoffen alle.

Die Vermittlung ist für heute beendet. Die Menschen drängen hinaus auf die Straße. Es wird wieder etwas leer. Doch nicht lange. Eine andere Gruppe oder Namensgruppe strömt herein. Dasselbe traurige Spiel. So geht es Tag für Tag, Monat für Monat. Immer ein Überangebot an Arbeitskräften. Es ist wirklich an der Zeit, daß diesem menschenberührenden Zustand ein Ende bereitet wird.

## Zwölfarbeiter in Altona

Der erste ordentliche Verbandstag des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes legte 1888 in Altona. Vor 25 Jahren gab die Altonaer einen guten Stamm organisierter Metallarbeiter, die schon 10 Jahre früher auf den Metallarbeiterkongressen der Fachverbände vertreten waren. Von diesem alten Stamme ist heute noch eine große Anzahl im Verbande tätig. Die im Dezember abgehaltene Jubilärfest hatte 30 Kollegen aus dem Jahre 1881 dabei, eine Zahl, die in Anbetracht der Größe der Verbandsliste Altonas wohl ohne Beispiel dastehen dürfte. Auch die folgenden Jahre und besonders nach dem alljährlichen Verbandstag sind Kollegen dem Verband beigetreten, die bis herangezogen ihre Mitgliedschaft erhalten haben.

112 Jubilare, die dem Verband mehr denn 25 Jahre angehören, konnten in einer schönen Feier für ihre Verbandsreise geehrt werden. Nicht und Geduld war der Kunde des Tages entsprechend auf einen feierlichen Tag gekommen. Kollege Bauderlich sprach herzlich Worte der Begrüßung. Auch Kollege August Fröhlich, unser früherer Verbandsführer und späterer Kreisvorsitzender von Altona, war zur Feier erschienen, um im Kreise aller Verbandskollegen einige Stunden zu verleben. Die Feier hielt Kollege Spiegel-Vielkeit. Mit kurzen Worten grüßte er unsere Verbandsmitglieder. Schwere Jahre waren es, die unsere Altona durchlebten. Heute steht der Verband groß und glücklich, ein Vorbild der Altona. Der Jugend sei empfohlen, ihren nachzueifern. Ein kräftiges Hoch auf die Jubilare schloß die Rede ab. Die Jubilare belagerten das Verbandsdiplom und ein lautes Lachen brach die Feier.

## Mitteilungen des Vorstandes

Telegraphische Adresse: Metallvorstand Stuttgart  
Telephon-Nummern: S.-A. 62441, 62442, 62443

Mit Sonntag dem 3. Febr. ist der 6. Wochenbeitrag für die Zeit vom 3. bis 9. Februar 1929 fällig.

Da die bisher gültigen Beitragsmarken nach dem 1. Januar 1929 nicht mehr verwendet werden dürfen und die noch vorhandenen Markenbestände bald an den Vorstand eingeleitet werden müssen, liegt es im Interesse der Mitglieder, vorhandene Beitragsrückstände sofort nachzuholen.

## Erlag für vollgeklebte Mitgliedsbücher

Die Verwaltungen werden auf die Beilage zum Rundschreiben Nr. 49 vom 24. November 1928: „Erlag für vollgeklebte Mitgliedsbücher“ aufmerksam gemacht. Wir eruchen die darin enthaltenen Vorschriften genau zu beachten, damit der Umtausch der vollgeklebten Mitgliedsbücher ohne Einwirkung der Mitgliedschaft vor sich geht. Die vollgeklebten Mitgliedsbücher sind mit einem Vermerk über Zahl und Höhe der bisher geleisteten Beiträge an den Vorstand einzuzufügen.

## Ortsverwaltungswahlen

Bei den um die Wende des Jahres und später stattfindenden Wahlen der örtlichen Verwaltungen sind die zu § 33 Absatz 2 des Statuts vom Verbandstag in Karlsruhe angenommenen Änderungen zu beachten:

1. Wähler sind nur Mitglieder, die mindestens 52 Wochen dem Verband angehören und für diese Zeit ordentliche Beiträge entrichtet haben.
2. Wahlberechtigt sind nur Mitglieder, die mindestens 13 Wochen dem Verband angehören und für diese Zeit ordentliche Beiträge entrichtet haben.

Ausgeschlossen wird nach § 22 des Statuts:

Auf Antrag der Verwaltungsstelle Bremerhaven:  
Der Kesselschmied Emil Pnister, geb. am 24. Oktober 1875 zu Chemnitz, Mitgliedsbuch Nr. 1.907.897, wegen Streikbruch.

Gestohlen wurde:  
Mitgliedsbuch Nr. 6.214.251, lautend auf den Elektriker Hermann Fauter, geb. am 5. März 1874 zu Schenrode (Schöningen), Stuttgart, Kisteckstraße 16. Der Verbandsvorstand.

## Zur Beachtung! • Zugang ist fernzubalten:

von Drechern und Gleisern nach Graz (Andrigher Maschinenfabrik A. G. D.)  
von Werftarbeitern nach allen Werkstätten im Nord- und Ostseebiet  
I. = Lohnbewegung; D. = Differenzen; v. St. = Streit in Arbeit; St. = Streit; W. = Wagneregelung; M. = Wählstand; A. = Auspeierung.

## Verbandsanzeigen

Oberwalde. Erster Bevollmächtigter und Geschäftsführer für Agitation und Verwaltung gesucht. Er muß das Tarif- und Schlichtungsweien vollständig beherrschen und im Verhandeln mit dem Unternehmer firm sein. Bedingung ist fünfjährige ununterbrochene Mitgliedschaft. Der Gehalt regelt sich nach den Beschlüssen des Verbandstages in Karlsruhe. Bewerbungen mit Angabe über Alter, Beruf und bisherige Tätigkeit in der Arbeiterbewegung bis zum 15. Februar 1929 mit der Aufschrift Werbung an den Kollegen Otto Brömmel, Binow/Wart, Neuer Weg 5, Rerzberg. Als Geschäftsführer wurde der Kollege Wilh. Lehmann, Duisburg, gewählt. Den Bewerbern Dank.

## Schriftenschau

„Protokoll der Verhandlungen des 13. Kongresses der Gewerkschaften in Hamburg“. Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, Berlin S 14, Inselstraße 6a. Organisationspreis geb. 4,50 A, brosch. 3,75 A. Die Vorträge boten ein Spiegelbild der Gewerkschaftspolitik unter wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Gesichtspunkten. Der Kern der Vorträge rang bereits in dem Bericht des Bundesvorstandes an und wurde dann in den Vorträgen von Nathali über „Die Verwirklichung der Wirtschaftsdemokratie“, von Hermann Müller über „Die Vereinheitlichung und Selbstverwaltung in den Einrichtungen der sozialen Gesehggebung“, von Heiler über „Die Bildungsaufgaben der Gewerkschaften“, eingehend erörtert.

„Annalen der Gemeinwirtschaft“. Internationale, in vier Sprachen erscheinende Zeitschrift. Literarischer Leiter: Egon Miltner, Professor der Nationalökonomie an der Universität Genf. Jährlich vier Hefte. Bezugspreis 20 A pro Jahrgang. Kommissionsverlag für Deutschland und das deutschsprachige Ausland: Karl Zwilling, Verlagshausbuchhandlung, Jena.

„Wortels dauernde Gesetzsammlungen, Band Arbeitsrecht von Dr. Franz Goerrig, 976 Seiten Din A 5 (Lochblattbuch). Preis in Leinwand 12,50 A. Verlag Friedrich A. Wöbel in Leipzig C 1, Blumenstraße 18. Schon seit vielen Jahren hat sich das Bedürfnis gezeigt, die derzeit gültigen arbeitsrechtlichen Gesetze und Verordnungen in einer besonderen Sammlung zusammenzufassen, vorgeben aber waren die Bemühungen der Herausgeber, durch fortgesetzte Kennanfragen — oft mehrere in einem Jahre — der Gesetzgebungs-tätigkeit zu folgen, vielfach waren schon bei Erdringen Nachträge und Berichtigungen erforderlich. Es ist deshalb ein entschiedener Fortschritt, daß der Verlag Wöbel die vorliegende Sammlung als technisch wohlgeklungenes Loebblattbuch herausgibt und die pünktliche Sicherung von Erklärungen bei eintreffenden Änderungen verspricht.

„Das rote Blatt der katholischen Sozialisten“. Die erste Nummer liegt vor. Sie beweist, daß im Katholizismus sozialistische Kräfte sich zu regen beginnen. Marxistische Gewerkschaftskritik verbindet sich mit sozialistischem Aufbauwille und einem starken Ethos aus katholischer Glaubenshaft. Im „Roten Blatt“ ist von dem üblichen Anpredigen Andersgläubiger nichts zu finden. Man wird nicht alles mit Zustimmung, oder alles mit starker Anteilnahme lesen. Eine große Anzahl nichtkatholischer Führer der Sozialdemokratie haben dem „Roten Blatt“ bemerkenswerte Beleitwerte auf den Weg gegeben. Das monatlich erscheinende Blatt ist für 60 A vierteljährlich bei jeder Postanstalt zu beziehen.

„Das Einrichten von Halbautomaten. Best 86 der Werkstoffbücher von Eugen Simon. Die Einripindel-Maschinen, System Roter und Johanson und Montforts, die Mehrripindel-Maschine, System Brenner, bearbeitet von J. von Himberger, A. Beckmann und A. Wagnath, mit 45 Abbildungen. Preis 2 A. Die Halbautomaten sind eine Maschinenart, die überall zur Einführung gelangt. Verlag Julius Springer, Berlin B 9, Linkestraße 23-24



# Schwarzmalerei bei Hösch

Die Betriebe des Hösch-Konzerns veröffentlichen jetzt ihre Abzählziffern für das am 30. Juni 1928 abgelaufene Geschäftsjahr 1927/28. Von den Hauptbetrieben, dem Eisen- und Stahlwerk Hösch, dem Köln-Neuessener Bergwerksverein, dem Wolf Reiter & Jacobi-Werken, der Baroper Walzwerk AG, gibt nur der Köln-Neuessener Bergwerksverein die Belegschaftszahl an, und zwar mit durchschnittlich 8053 gegenüber 8016 Mann im Vorjahre. Hierin sind die „Beamten“ einbegriffen, nicht aber — wie überflüssigerweise bemerkt wird — „die zeitweilig krankfeiernden“. Ein Jahr vorher waren 8288 Mann beschäftigt und jetzt am Schlusse des Berichtsjahres (angeblich wegen eingetretener Abzählungen) waren es nur noch 7731 Mann. Im Bericht des Eisen- und Stahlwerks Hösch wird die Zahl der Werksangehörigen nicht genannt, wohl aber finden wir darin langatmige Ausführungen über die Gesamtaufwendungen an Löhnen und Gehältern, die 57 107 273 M betragen haben und, wie die Verwaltung selbst errechnet, auf den Kopf der Belegschaft einschließlich der Beamten und Angestellten 2692 M ausmachen. Nach Adam Riese hat demnach das Eisen- und Stahlwerk Hösch 21 214 Werksangehörige, das wäre gegenüber 1926/27, wo die Gesamtzahl der Beschäftigten 18 374 betragen hat, immerhin ein Mehr von fast 3000 Köpfen.

Man kann sich nun aus dem erwähnten Durchschnittslohn von 2692 M bereits ein Bild von der „Höhe“ der bei Hösch gezahlten Löhne machen. Rechnet man, um auf den wirklichen durchschnittlichen Arbeiterlohn zu kommen, noch die Gehälter der Angestellten und Oberbeamten ab, die aus durchschnittlichen Gründen nicht geändert ausgewiesen sind, so kommt man zu dem für Hösch nicht gerade rühmlichen Ergebnis, daß das monatliche Durchschnittseinkommen der Arbeiterschaft weit unter 200 M bleibt. Die Verwaltung, die anheimelnd auf diese Zahlen noch stolz ist, verläßt sich nicht, hinzuzufügen, daß der durchschnittliche Stundenlohn der auf den Hüttenwerken beschäftigten Arbeiter im Juni 1923 97 S gegen 92 S im Juni 1927, aber 52 S im Juni 1914 betragen habe. Unterstellen wir diese Ziffern als einwandfrei, lassen wir alle Betrachtungen über geschwundenen Geldwert, gestiegene Preise, so können wir uns mit Recht der Betrachtung widmen, wie sich denn die Gesellschaft seit 1914 entwickelt hat.

Die im Jahre 1873 mit einem Grundkapital von nur 3,6 Millionen Mark gegründete Eisen- und Stahlwerk Hösch AG, arbeitete 1914 mit einem Kapital von 28 Millionen Mark, heute aber mit 70,3 Millionen Mark Stammaktien und 1 050 000 M Vorzugsaktien und — was wohl am eindrucklichsten die Entwicklung aufzeigt — beschäftigte im Geschäftsjahr 1913/14 nur 10 850 Werksangehörige, das ist genau die Hälfte des heutigen Standes. Außer zwei Steinkohlenbergwerken von zusammen 36,4 Millionen Quadratmetern, was dem Gebietsumfang von mehr als halb Groß-Berlin entspricht, besitzt die Gesellschaft Hütten- und Stahlwerke in Dortmund, die Walzwerkanlagen des früheren Limburger Fabrik- und Hüttenvereins in Hohenlimburg-Neueue, die Maschinenfabrik Deutschland G. m. b. H. und das Sammerwerk b. d. Bede & Co., beide in Dortmund, ferner das Walz- und Feilwerk Boeder & Röhr in Hohenlimburg, die Hämmer-Riefenfabrik Gebr. Prinz G. m. b. H. in Hemer (Westfalen), die Boggen- und Weidenbauanstalt Both & Tilman G. m. b. H. in Dortmund und hat schließlich das Feinblechmalzwerk „Rügenbergische Eisenwerke“ in Döbeln, Weiß, in Pacht. Außerdem bestehen zahlreiche Konzernbeteiligungen, von denen an erster Stelle die Verkaufsorganisation „Dortmunder Eisenhandlung G. m. b. H.“ in Dortmund, mit Niederlassungen in Hannover, Hamburg, Kassel, Köln und Magdeburg, genannt sei. Der Platz würde nicht ausreichen, um hier alle Beteiligungen aufzuführen.

Neben diesen Beteiligungen bestehen wertvolle Gemeinschaftsverträge mit dem Köln-Neuessener Bergwerksverein in Essen-Altenessen und mit der Firma Wolf Reiter & Jacobi-Werke, Berlin.

Zusammen haben sich die Beteiligungen bei Hösch um rund 11 Millionen, bei Köln-Neuessen um 9,8 Millionen Mark erhöht, außerdem kommt in den Bilanzzahlen die bedeutende Erweiterung der Anlagen zum Ausdruck. Die Hüttenwerke stehen jetzt bei Hösch mit 57,05 Millionen gegenüber 46,4 Millionen im Vorjahre zu Buch, der Um'ag hat sich allein bei Hösch um ein Drittel erhöht. Hierbei ist der Ab'as an der zahlreichen Konzerngesellschaften nicht berücksichtigt. Allein der Ab'as an Fremde ist von 115,6 Millionen Mark im Vorjahre auf 150,3 Millionen Mark gestiegen. Ein Jahr zurück betrug der Um'ag bei Hösch sogar nur 85 Millionen Mark. Und trotzdem enthält der Geschäftsbericht die lebhaftesten Klagen. Hösch gehört 9 Verbänden an, darunter dem Stahlwerksverband mit noch weiteren 5 Unterabteilungen. In diesem Jahre sind noch zwei neue Syndikate hinzugekommen, und zwar ein Verband für vieredriges Drahtgeflecht und ein Inlandsverband für sechs-edriges Drahtgeflecht. Die Internationale Rohstahlgemeinschaft aber habe die Hoffnungen, die man bei ihrer Gründung hegte, nicht erfüllt, weil die Bestrebungen zur Gründung von zwischen-

staatlichen Verkaufsverbänden noch keine Fortschritte gemacht haben.

Alle diese sechs- und achtgedigen Vereinigungen zur Hochhaltung der Preise können eben nichts dagegen machen, daß in Deutschland nicht nur die Steuern, sondern auch die Löhne und Soziallasten „untragbar“ sind. Allen Ernstes behauptet der Bericht von Hösch, daß die Steuern des verflochtenen Geschäftsjahres in Zeiten einer rückläufigen Konjunktur einfach gar nicht aufgebracht werden können. Die tatsächliche Höhe der gezahlten Steuern wird dabei nicht einmal angegeben, die erwähnte Behauptung wird aber fröhlich als „unbestrittene Tatsache“ hingestellt. Vor dem Kriege, heißt es schließlich, entfiel auf den Kopf jedes Werksangehörigen eine Steuerlast von nur 75,26 M; dieser Betrag sei aber von 1924/25, wo er schon 186,73 M ausmachte, auf 234,44 M in 1926/27 und im letzten Jahre gar auf 257,72 M gestiegen.

Wie lächerlich die „Kopfrechnerei“ ist, sei einzig und allein daran aufgezeigt, daß bei 21 000 Werksangehörigen und 257 M Steuern auf den Kopf der Belegschaft sich eine Gesamtjahressteuer von sage und schreibe etwas über 5 Millionen Mark ergibt. Daß das zuviel ist bei einem Um'ag von 150 Millionen Mark, kann man nicht gut behaupten. Diese Ziffern sind natürlich ohne genaue Einsicht in die Bücher gar nicht nachprüfbar. Empören wird aber die geringe Höhe der Steuerleistung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die 21 000 Werksangehörigen mit ihrem Durchschnittsverdienst von noch nicht einmal 200 M monatlich gut und gern mindestens den dritten Teil dieser 5 Millionen jährlicher Steuerleistung aufbringen müssen.

Noch eine weitere „Kopfrechnung“ findet sich im Hösch-Bericht, nämlich eine Umrechnung der Sozialversicherungsbeiträge auf den Kopf der Belegschaft. Hier kommt man auf einen Betrag von 232,77 M je Kopf der Werksangehörigen. Auch dies ein hübsches Bild: Die Firma zahlt nur wenig mehr Steuern als die Versicherungsbeiträge der Werksangehörigen ausmachen! Ähnliche Berechnungen finden sich auch im Bericht von Köln-Neuessen. Doch was haben die Werksangehörigen geleistet, über deren Löhne man immer wieder klagt?

Die Förderung von Eisenstein stieg bei Hösch auf 204 905 Tonnen. Das ist gegen das Vorjahr ein Mehr von 20 vH, gegen das vorletzte Jahr ein Mehr von 45 vH. Die Kohlenförderung stieg auf 1 460 000 Tonnen, gegen das Vorjahr ein Mehr von 149 000 Tonnen, gegen das vorletzte Jahr ein Mehr von 235 000 Tonnen. Die Erzeugung der Hochofenanlagen stieg auf 752 000 Tonnen gegen 663 000 Tonnen im Vorjahr und 511 000 Tonnen ein weiteres Jahr zurück. Die Erzeugung der Stahlwerke stieg auf 971 869 Tonnen gegen 855 000 und 593 000 Tonnen. Hier haben wir also eine Steigerung von 65 vH in zwei Jahren. Bei Köln-Neuessen mit seiner eingangs erwähnten stark verringerten Belegschaft hielt sich die Kohlenförderung auf ungefähr der Höhe des Vorjahres, die Hochofenleistung stieg um 26 vH, die Herstellung der Nebenprodukte, wie Leer, Benzol, Ammoniak, stieg um durchschnittlich 20 vH. Auch hier trotzdem die Klage über die „Zwangswirtschaft“, welcher die Gesellschaft sowohl auf der Preis- wie auf der Lohnseite unterworfen ist. Dabei ist die Gesamtsumme der Darlehensverlusten von 6,72 Millionen Mark im Vorjahre auf 5,58 Millionen Mark gesunken. Und trotzdem diese Klagen.

Aus der im Berichtsjahr durchgeführten Kapitalerhöhung bei Hösch und Köln-Neuessen um je 16 Millionen Mark sind, da die Ausgabe der jungen Aktien zu 150 vH erfolgte, beiden Gesellschaften je 18,8 Millionen Mark neue Mittel zugeflossen, die zur Erweiterung der Beteiligungen, zur Fertigstellung umfangreicher Neubauten und zur Erhöhung der Rückstellungen benutzt wurden. Die offenen Rückstellungen betragen bei Hösch 26,5 Millionen Mark, das ist fast ein Drittel des Aktienkapitals, bei Köln-Neuessen 22 Millionen Mark, also ebenfalls mehr als 30 vH des Aktienkapitals. Die Dividende wurde bei Hösch von 8 auf 6 1/2 vH herabgesetzt. Diese Ausschüttung erforderte, da die neuen Aktien erst zur Hälfte dividendenberechtigt waren, rund 4,05 Millionen Mark gegen 4,35 Millionen Mark im Vorjahre. Bei gleich hoher Dividende für das laufende Geschäftsjahr bei jetzt voll dividendenberechtigten Aktien würden 4,57 Millionen Mark erforderlich sein. Köln-Neuessen hat die Dividende von 9 auf 7 vH herabgesetzt. Hier liegen die Dinge eben so. Wolf Reiter & Jacobi zahlen 3 1/2 vH für das Halbjahr, hier also eine gleich hohe Ausschüttung wie im Vorjahre, wo es 7 vH gab. Das Baroper Walzwerk bleibt wieder ohne Dividende, will aber das Aktienkapital um 1 Million auf 4 Millionen Mark erhöhen. Die neuen Aktien will Hösch in voller Höhe übernehmen. Also auch hier ein Beweis, daß man in Wirklichkeit die Ausschüttungen durchaus zuverlässlich beurteilt. Das umfangreiche Neubauprogramm, das besonders beim Eisenwerk Hösch zurzeit neben den laufenden Erbauungen in vollem Gange ist, beweist ebenfalls, daß die wirklichen Aussichten durchaus günstig sind. Wer da noch glaubt, daß die ganze Geschichte nicht lohnt, der zahlt einen Fehler.

Julius Fries.

gesamt 100 M, wovon 20 M Arbeitslohn. Werden nun darauf 2 M zugelegt, so ist das eine Lohn-erhöhung von 10 vH; aber auf die gesamten Herstellungskosten macht es nur 2 vH aus. Wenn also der Zusammenhang wirklich so wäre, wie die Unternehmer behaupten, daß sie jede Lohnerhöhung auf den Verkaufspreis aufschlagen müßten, dann würde doch eine Lohnerhöhung von 45 bis 60 vH niemals eine gleich starke oder gar noch größere, sondern nur eine sehr viel kleinere Preiserhöhung rechtfertigen. In Wahrheit ist das nur ein neuer Beweis dafür, daß die Verteuerung der Waren ohne Zusammenhang mit den Arbeitslöhnen erfolgt.

Wenn wir nun wissen wollen, wo in Wahrheit die Ursache der Verteuerung der Baustoffe und damit des Bauens liegt, so bietet der Zement ein lehrreiches Beispiel. Die Zementfabrikanten lieben das Vaterland so glühend heiß, wie nur irgend ein treudeutscher Kapitalist es lieben kann. Nach Holland und Südamerika verkaufen sie ihren Zement billiger, viel billiger als innerhalb Deutschlands. Damit nur ja nicht bei uns daheim das Bauen billig wird und die Wohnungsnot aufhört, die ihnen wahre Berge von Gold einbringt. Sie sind stark landiert, und obgleich immer wieder Außenreiter auftauchen, so ist doch stets Geld genug vorhanden, um die aufzukaufen oder sonstige zur „Bermunft“ zu bringen.

Nun wird man vielleicht sagen: gerade der Zement ist doch gar nicht so besonders stark verteuert. Namentlich seit 1924 nicht, von 476 auf 491 M, das ist doch nicht so sehr viel. Die Sache ist aber die: der Zement hätte eigentlich billiger werden müssen, denn es ist neuerdings gelungen, aus Hochofenschlacke einen Zement herzustellen, der dem Portlandzement gleichkommt. So ist die Herstellung erheblich verbilligt oder könnte es wenigstens sein. Aber daß davon in den Preisen und beim Bauen nichts zu spüren ist, dafür sorgt das Zement Syndikat.

Die Jahresabschlüsse der 22 größten deutschen Zementwerke ergeben von 1924 bis 1927 einen (aus den Bilanzen ersichtlichen) Vermögenszuwachs von 133 1/2 auf 143 Millionen Mark. Dabei muß man nicht glauben, daß etwa die Zementkapitalisten ihre Bilanzen schlechter zu fristieren verstehen als andere. Es sind also nur die nicht verheimlichten Gewinne, die hier zutage treten. Außer diesem Vermögenszuwachs weisen die Abschlüsse der 22 Werke noch folgende Gewinnsteigerungen auf:

Summe der Betriebsgewinne	Reingewinne	Dividenden
1924 . . . . . 24,7	4,3	4,9 Millionen M.
1925 . . . . . 33,4	11,5	9,7
1926 . . . . . 36,5	12,4	10,2
1927 . . . . . 42,7	14,9	11,8

Wenn man beachtet, daß aus einem Betriebsgewinn von fast 25 Millionen nur 6 Millionen Reingewinn herausdestilliert sind (1924), oder aus fast 43 Millionen Betriebsgewinn (1927) nur knapp 15 Millionen Reingewinn, dann kann man sich vorstellen, wie erheblich die „stillen Reserven“ (dies: versteckten Gewinne) sind, die die Werke auf die hohe Kante gelegt haben. Und trotzdem und alledem ist der Reingewinn von Jahr zu Jahr gewachsen und die Summe, die als Dividende den Aktionären fürs blaue Nichtstun zufließt, ist in vier Jahren weit mehr als verdoppelt. Es ist denn auch unter den 22 Gesellschaften nur eine einzige mit nur 4 vH Dividende (1927); sonst ist 9 vH das wenigste, aber auch das haben nur 2 Gesellschaften verteilt; die meisten hatten 10, 12 und 14 und eine sogar 15 vH.

So, nun wissen wir, warum das Bauen so teuer ist und die Mieten unerträglich und warum die Wohnungsnot nicht gelindert wird.

Schluß

## Wie teuer reisen wir nach dem neuen Tarif der Reichsbahn?

Personenzüge	2. Klasse		3. Klasse	
	50 km	100 km	500 km	1000 km
Belgien	2,25	4,50	12,30	24,60
Frankreich	2,25	4,50	11,65	23,30
Österreich	2,25	4,50	12,64	25,28
Italien	3,41	6,82	17,71	35,42
Deutschland	2,25	4,50	11,65	23,30
Niederlande	2,25	4,50	12,30	24,60
Schweiz	4,51	9,02	23,50	47,00
Norwegen	4,51	9,02	23,50	47,00
England	3,35	6,70	17,00	34,00

Beim Vergleich der Fahrpreise nach der Neugestaltung der deutschen Tarife zeigt sich, daß man auch weiterhin, namentlich im Personenzug, in Deutschland billiger reist als in den meisten anderen Ländern Europas. Beim Vergleich der Schnellzugpreise (schnellere Fahrt, aber etwas ungemütlicher) ab, doch fährt man auch im Schnellzug noch billiger als zum Beispiel in der Schweiz, Norwegen und England.

### Aus Sowjetrußland

#### Militarismus in den Gewerkschaften

In dem Entwurf der Entschlüssen, die dem 8. sowjetrussischen Gewerkschaftskongress vorgelegt werden sollen, ist der militärischen Propaganda und dem Spitzennutzen ein breiter Raum gewidmet. Es heißt daselbst u. a. (Truss Nr. 279):

„In Anbetracht der fieberhaften Rüstungen, die in den kapitalistischen Ländern betrieben werden, und in Anbetracht der zunehmenden Gefahr eines Überfalls auf die Union der sozialistischen Republiken stellt die Konferenz mit besonderer Genauigkeit die großen Errungen der Gewerkschaften auf dem Gebiet der militärischen Propaganda, der Organisation von Zirkeln für kriegswissenschaftliche Forschungen im Luftschiffbau und dem Bau von Kampfmitteln, für militärische Sanitätswesen und vor allem für den Schiffsbau fest. Die Konferenz regt alle gewerkschaftlichen Organisationen dazu an, auch ferner die Arbeitermassen zur Verteidigung des Landes zu erziehen und die Bildung von Gruppen für kriegswissenschaftliche Studien und zur Schließung mit aller Energie zu fördern. Insbesondere müssen die Gewerkschaften den Arbeiter der Gesellschaft für Luftschiffbau und chemische Kampfmittel erhöhte Anstrengungen zuwenden und von Zeit zu Zeit Vertreter dieser Gesellschaft zu Vorträgen einladen.“

Druck und Verlag: Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Stuttgart, Adolfsstraße 16

# Warum wohnen wir so teuer?

Warum wird so wenig gebaut? Warum fast nur Wohnungen zu einem Preis, den der Proletarier nicht erschwingen kann? Warum müssen für Wohnungen in Neubauten unter allerhand Vorwänden ungeheure Zuschüsse gezahlt werden? — Selbstverständlich, weil das Bauen so teuer ist. Sind doch heute zum Bauen ungefähr 75 vH mehr Geldmittel nötig als vor dem Kriege. Und woran liegt das? — An den hohen Arbeitslöhnen, natürlich! Das ist die Antwort, die leider nicht nur die Unternehmer, sondern auch andere Kreise auf unsere Frage geben.

Kun ist das sehr leicht zu widerlegen. Den Bauarbeitern geht es eben so wie allen anderen Proleten: weil der Lebensunterhalt immer teurer wird, müssen sie immer neue Lohnforderungen stellen, können aber niemals den wachsenden Unterhaltskosten nach. Es ist schon richtig, daß ihre Löhne seit 1924 beständig gestiegen sind. Aber was haben sie damit erreicht? In die em Sommer hat der Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin ausgerechnet, daß 200 M monatlich das mindeste ist, was eine Arbeiterfamilie ausgeben muß, wenn sie nicht der Unterernährung und Verwahrlosung anheimfallen will. Dabei sind aber Steuern und soziale Abgaben noch nicht mitgerechnet. Und was kriegen die Bauarbeiter? Die Gelehrten hatten im April d. J. 59 M, im September 61 M die Woche. Das sind in der Tat so jämlich die höchsten Löhne, die in Deutschland überhaupt gezahlt werden. Da aber der Bauarbeiter froh sein muß, wenn er 40 Wochen im Jahr beschäftigt hat,

so macht das 40 x 60 = 2400 M fürs ganze Jahr aus, das heißt mit Mühe und Not eben gerade jene 200 M monatlich, die ihn vor dem glatten Verhungern schützen. Das sind aber die Bestbezahlten. Bei den Angelernten ergibt die gleiche Rechnung nur 2000 M aufs Jahr; sie bleiben also unter der Existenzgrenze.

Im Baugewerbe so wenig wie in irgend einem andern Gewerbe sind es die Arbeiter, die den Rahm abschöpfen. Aber sehen wir uns mal bei den Preisen der Baustoffe um. Es kosteten zum Beispiel:

	1913	1924	Sept. 1928	Verteuerung gegenüber 1913
Mauersteine 1000 Stück	17,50	23,92	31,25 M	80 vH
Kalk 10 Tonnen . . . . .	170,—	234,—	341,50	100
Zement 10 Tonnen . . . . .	808,—	475,70	491,—	60
Kohlen 1 Kubikmeter . . . . .	68,—	90,90	91,—	67
Schalretter 1 Kubikm. . . . .	41,—	62,40	69,—	68

Es wird auf alle Fälle gut sein, zuerst ein mögliches Mehrverdienst aus dem Wege zu räumen. Wie man sieht, handelt sich hier um Verteuerungen in Höhe von 45 bis 90 vH der Vorkriegspreise. Nun sind auch die Arbeitslöhne (der Gesamtsumme nach) in derselben Zeit um 45 bis 60 vH gestiegen. Aber man darf nicht vergessen, daß die Erhöhung des Arbeitslohnes, auf seine eigene frühere Höhe bezogen, sehr viel größer ausfällt, als im Verhältnis zum gesamten Warenpreis. Nehmen wir an, die Herstellungskosten einer bestimmten Ware betragen ins-



